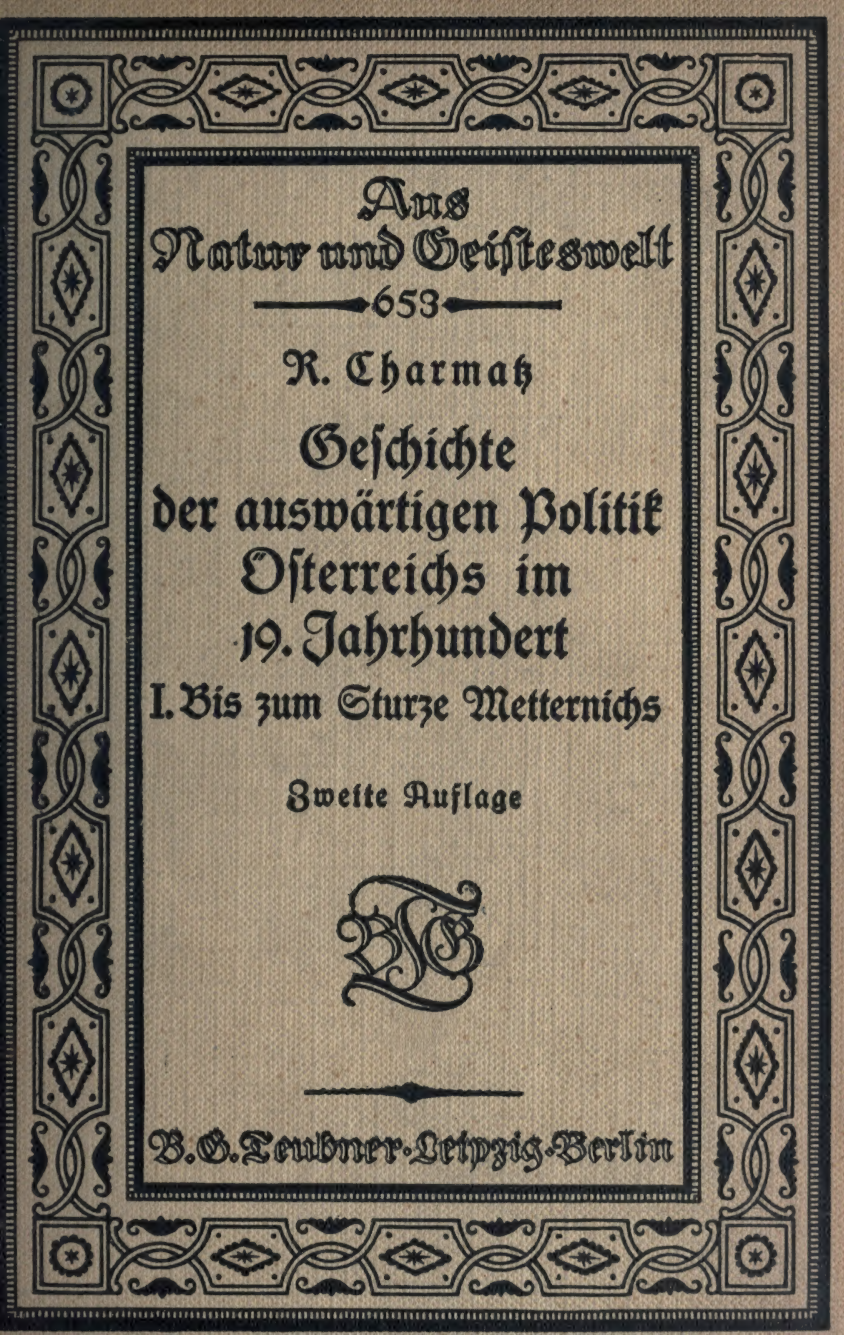


Aus Natur und Geisteswelt
653
R. Charmatz
Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert
I. Bis zum Sturze Metternichs
Zweite Auflage
B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Jedes Bändchen geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50

Bisher sind **zur Geschichte** erschienen:

Alte Geschichte. (Orient, Griechenland, Rom)

*Indogermanenfrage. Von Direktor Dr. R. Agahd. (Bd. 594.)
*Die babylonische Kultur, ihre Verbreitung und ihre Nachwirkungen auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 579.)
Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Dr. R. von Scala. Mit 46 Abbildungen. (Bd. 471.)
*Die mykenische Kultur. Von Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 581.)
*Geschichte der Römer. Von Prof. Dr. R. von Scala. (Bd. 578.)
Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Prof. Dr. J. Kromayer. (Bd. 368.)
Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. L. Bloch. 3. Aufl. (Bd. 22.)
Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Von Geh. Postrat Prof. Dr. F. Preisigke. Mit 1 Tafel. (Bd. 565.)
Palästina und seine Geschichte. Von weil. Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan und 6 Ansichten. (Bd. 6.)
Byzant. Charakterköpfe. Von Dr. phil. K. Dieterich, 1. Sekretär des Bosnisch-Herzegowinischen Instituts für Balkanforschung. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)]

Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

*Vorgeschichte Europas. Von Prof. Dr. Hubert Schmidt. (Bd. 571/572.)
Germanische Kultur in der Urzeit. Von Bibliotheksdirektor Geh. Rat Prof. Dr. G. Steinhausen. 5. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)
*Kaisertum und Papsttum. Von Prof. Dr. A. Hofmeister. (Bd. 576.)
Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)
*Der Dreißigjährige Krieg. Von Dr. Fritz Endres. (Bd. 577.)

Geschichte der neuesten Zeit bis zur Gegenwart.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. O. Weber. 2 Bände. 2. Aufl. (Bd. 123, 124.)
Brandenburgisch-preußische Geschichte. Von Archivassistent Dr. Fr. Israel. I. Von den ersten Anfängen bis zum Tode König Friedrich Wilhelm I. 1740. II. Vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart. (Bd. 440, 441.)
Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Professor Dr. Th. Bitterauf. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Die Französische Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Auflage. Mit 8 Bildnissen. (Bd. 346.)
Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 3. Auflage. Mit 1 Bildnis. (Bd. 195.)
Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von weil. Prof. Dr. K. Th. von Heigel. 3. Aufl. (Bd. 129.)
Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert bis zur Reichseinheit. Von Professor Dr. R. Schwemer. 3 Bde. I. Bd.: Von 1800—1848. Restauration u. Revolution. 3. Aufl. (Bd. 37.) II. Bd.: Von 1848—1862. Die Reaktion und die neue Ära. 2. Aufl. (Bd. 101.) III. Bd.: Von 1862—1871. Vom Bund zum Reich. 2. Aufl. (Bd. 102.)
Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Professor Dr. G. Roloff. (Bd. 465.)
1848. Sechs Vorträge. Von Professor Dr. O. Weber. 2. Auflage. (Bd. 53.)
Bismarck und seine Zeit. Von Professor Dr. V. Valentin. Mit 1 Bildnis Bismarcks. (Bd. 500.)
Moltke. Von Kaiserl. Ottoman. Major a. D. F. C. Endres. Mit 1 Bildnis. (Bd. 415.)
*Das deutsche Reich von 1871 bis zum Weltkrieg. Von Archivassistent Dr. Fr. Israel. (Bd. 575.)
Umrisse der Weltpolitik. Von Prof. Dr. J. Hashagen. 3 Bände. Bd. I: 1871—1907. Bd. II: 1908—1914. *Bd. III: Die politischen Ereignisse während des Krieges. (Bd. 553-555.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Jedes Bändchen geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50

Geschichte des Auslandes.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895. Von R. Charmatz. 2. Aufl. 2 Bände. Bd. I: Die Vorherrschaft der Deutschen. Bd. II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 651/652.)
Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrh. Von R. Charmatz. 2. veränderte Aufl. 2 Bände. Bd. I: Bis zum Sturze Metternichs. Bd. II: 1848—1895. (Bd. 653/654.)
***Österreichs innere und äußere Politik von 1895 bis 1914.** Von R. Charmatz. (Bd. 655.)
***England und Deutschland in ihren Beziehungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 543.)
***Französische Geschichte. I. Das französische Königstum.** Von Professor Dr. R. Schwemer. (Bd. 574.)
Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. 2. Aufl. (Bd. 147.)

Kulturgeschichte.

Kulturgeschichte des Krieges. Von Prof. Dr. K. Weule, Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe, Prof. Dr. B. Schmeidler, Prof. Dr. A. Doren, Prof. Dr. P. Herre. (Bd. 561.)
Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Prof. Dr. P. Joachimsen. (Bd. 511.)
Der deutsche Staat. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. F. v. Liszt. (Bd. 600.)
Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 5. Aufl. (Bd. 2.)
Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh. Von Privatdozent Dr. Fr. Muckle. 2. Aufl. I: Der rationale Sozialismus. II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 269/70.)
***Marx.** Von Prof. Dr. R. Wilbrandt. (Bd. 621.)
***Politik.** Von Dr. A. Grabowsky. (Bd. 537.)
***Allgemeine Kolonialgeschichte.** Von Prof. Dr. F. Keutgen. 2 Bände. (Bd. 545/46.)
Grundriß der Münzkunde. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. Bd. I. Die Münze nach Wesen, Gebrauch und Bedeutung. Von Hofrat Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. (Bd. 91.) Bd. II. Die Münze vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. H. Buchenau. (Bd. 657).
Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. 2. Aufl. Mit Abb. u. Tafeln. (Bd. 350.)

Kirchengeschichte.

Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Von Prof. D. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297, 298.)
Martin Luther und die deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. Mit 1 Bildn. Luthers. 2. verb. Aufl. (Bd. 515.)
Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Soden. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 4. Aufl. (Bd. 49.)
Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pfarrer Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

Länderkundliche Monographien.

Die Baltischen Provinzen. Von Dr. V. Tornius. 2. Aufl. (Bd. 542.) **Belgien.** Von Dr. Paul Oßwald. 2. Aufl. (Bd. 501.) ***Bulgarien.** Von O. Müller-Neudorf. (Bd. 597.) **Indien.** Von Prof. Dr. S. Konow. (Bd. 614.) **Island.** Von Prof. Dr. P. Herrmann. (Bd. 461.) ***Mexiko.** Von Ferd. Freiherr v. Reitzenstein. (Bd. 586.) **Polen.** Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. 2. Aufl. (Bd. 547.) ***Rußland.** 2 Bde. I. Land, Volk und Wirtschaft. Von Syndikus Dr. Wallroth. II. Geschichte, Staat und Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 562/563.) **Die Schweiz.** Von Reg.- u. Ständerat Prof. Dr. O. Wettstein. (Bd. 482.) **Die Türkei.** Von Reg.-Rat P. R. Krause. 2. Aufl. (Bd. 469.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

653. Bändchen

Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert

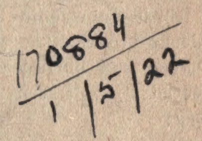
I. Bis zum Sturze Metternichs

Von

Richard Charmatz

Zweite, veränderte Auflage
6.–11. Tausend





Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1918

Vorwort zur ersten Auflage.

Über die auswärtige Politik Österreichs im neunzehnten Jahrhundert existiert bisher keine zusammenfassende Darstellung. Der Grund hiefür liegt nicht zuletzt in den Schwierigkeiten, die einem solchen Werke entgegenstehen. Wenn ich mich dennoch an die Arbeit gewagt habe, so ist dies in dem Bestreben geschehen, eine klaffende Lücke notdürftig auszufüllen und allen denen, die eine Orientierung wünschen, wenigstens einen Überblick zu gewähren. Ich war bemüht, das bisher veröffentlichte Material sorgsam heranzuziehen und zu prüfen. Wie weit mir dies gelungen ist, wird der Fachmann bald erkennen. Immerhin möchte ich ausdrücklich bemerken, daß die Fußnoten keinen Aufschluß über den Umfang der von mir getriebenen Vorarbeiten geben; sie haben lediglich den Zweck, dem Leser einige Fingerzeige für die Fortsetzung der Studien zu bieten.

Wie bei allen früheren Arbeiten durfte ich mich auch diesmal des vollen Interesses des verehrten Meisters der österreichischen Geschichtschreibung Dr. Heinrich Friedjung erfreuen. Darum drängt es mich, den schon so oft ausgesprochenen herzlichen Dank zu erneuern.

Wien, im März 1912.

Richard Charmatz.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die neue Ausgabe weist gegenüber der ersten Auflage dieses Buches nicht nur einige Verbesserungen im Inhalte auf, sondern sie erhält auch mit dem Jahre 1895 ihren Abschluß. Dieser Zeitpunkt wurde aus technischen Gründen und deshalb gewählt, damit eine Übereinstimmung mit meiner in der gleichen Sammlung in der dritten Auflage erschienenen Arbeit, „Österreichs innere Geschichte von 1848—1895", 2 Bändchen, hergestellt sei. Ein besonderes Büchlein wird nun unter dem Titel „Österreichs innere und äußere Politik von 1895—1915" die Ereignisse der letzten Jahrzehnte behandeln und die Geschichtserzählung bis an die Schwelle des Weltkrieges fortführen.

Möge das vorliegende Buch jetzt, da es neuerlich um die Gunst der Leser wirbt, dieselbe freundliche Aufnahme wie bei seinem ersten Erscheinen finden!

Wien, im September 1917.

Richard Charmatz.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das Zeitalter der französischen Revolution.

In den harten Kämpfen, die Maria Theresia zu bestehen hatte, um ihr großes Erbe gegen eine Welt von Feinden zu schützen, fand die tapfere Herrscherin hingebungsvolle Berater, die sich um die Monarchin und um das Reich unvergängliche Verdienste erwarben. Unter ihnen ragte Wenzel Anton Graf — später Fürst — Kaunitz hervor. Dieser bedeutende Staatsmann, den man ehrend den „Kutscher Europas" nannte, wies in seinem Lebensgange und in seinem Wesen vielerlei Gegensätze auf. Ursprünglich für den Dienst der Kirche bestimmt, wurde er ein hervorragender Diener der weltlichen Macht. An drei Universitäten hatte er Rechtsstudien betrieben, um dann in einer philosophierenden Zeit im philosophischen Denken innere Befriedigung zu finden. Seiner Stellung nach war Kaunitz Diplomat, aber seine Stimme gewann auch auf die Kriegführung gewichtigen Einfluß und gab oft die Entscheidung, wenn es sich um Fragen der inneren Verwaltung Österreichs handelte. Regsam und weitausgreifend in seinen Plänen, blieb der Staatsmann saumselig in der Erledigung der Akten; ernst und groß in der Erfassung seiner Pflichten gegenüber der Allgemeinheit, war er in seinem privaten Leben ein schwächlicher Verehrer des schönen Geschlechtes. Der schlanke, kräftig gebaute Mann mit den blauen, klugblickenden Augen und den feinen Zügen, der gerne geckenhaft auftrat, litt schwer unter einer nicht zu bannenden Angst vor Erkrankungen; er, der dem Volke mit seinem Verstande so nahe war, beendete darum seine Tage in der Vereinsamung hinter sorgsam verschlossenen Türen und Fenstern.

Diese starke Persönlichkeit schuf für die äußere Politik Österreichs ein neues Organ und eine neue Richtung. Als Kaunitz im Frühjahre 1753 das Amt eines Staatskanzlers übernahm, wurden die diplomatischen Geschäfte noch in einer Konferenz der führenden Staatsmänner schleppend erledigt und die Schriftstücke vom Kaiser unterfertigt. Kaunitz gab seiner Stellung erst Persönlichkeitswert; er behielt sich selbst die Entscheidungen vor und erließ die Weisungen an die diplomatischen Vertreter in seinem eigenen Namen. So wurde

er eigentlich der erste selbständige Minister des Äußern in Österreich.[1]) Schon vor seiner Berufung nach Wien hatte Kaunitz scharfen Blickes erkannt, daß der Staat in seiner Politik die alten, abgetretenen Wege verlassen und zur Anknüpfung frischer Beziehungen den Mut finden müsse. Preußen schien dem Staatsmanne seit der Erbeutung Schlesiens der böseste und gefährlichste Feind der Habsburger Monarchie zu sein. Als König Friedrich I. starb, zählte Preußen bloß rund eineinhalb Millionen Einwohner; unter Friedrich dem Großen wuchs es zu einem Staate mit fünfeinhalb Millionen Bewohnern heran. Durch die Tüchtigkeit seiner Herrscher war es in gleichem Maße in seiner innern Kraft und in seiner Macht nach außen erstarkt und zu einem drohenden Rivalen Österreichs auf deutschem Boden geworden. Kaunitz arbeitete mit zäher Entschlossenheit an der Herstellung eines Bündnisses mit Frankreich, das nach dem Übergange Englands auf die Seite Preußens endlich im April 1756 zustande kam und den Zeitgenossen als „politisches Phänomen", als ein „ungeheuerliches System" galt, denn es beendete den jahrhundertealten Streit zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon mit einem kühnen Federzuge. Auch Rußland sollte auf die Seite Österreichs gezogen werden und seinem Besitze Schutz, seinen Plänen Vorschub leisten. Kaiserin Katharina und Josef II. reichten sich im Mai 1781 wirklich die Hände zur Gemeinschaft. Aber nicht bloß durch Bündnisse wollte Kaunitz sein Vaterland vor übelgesinnten Nachbarn bewahren; es sollte noch durch einen Gebietsaustausch abgerundet und widerstandsfähiger werden. Das von der Hauptmasse des weiten Länderkomplexes losgelöste Belgien wurde als störendes Gut empfunden; das nahe Bayern lockte dagegen und bildete ein Ziel der Sehnsucht des Staatskanzlers. Freilich, das heiße Verlangen nach diesem Wechsel in den Besitzverhältnissen mußte unbefriedigt bleiben, ebenso wie der heimliche Wunsch nach einer Machterweiterung auf der Apenninenhalbinsel.

Maria Theresia folgte in der äußeren Politik im allgemeinen willig den Ratschlägen ihres Ministers. Josef II., ihr tatendurstiger, großzügiger Sohn, stimmte gleichfalls im wesentlichen mit Kaunitz überein.[2]). Für den Kaiser war nicht weniger als für den Staatskanzler Preußen der Feind seines Reiches; dieses Gefühl beherrschte die diplomatischen Unternehmungen des gekrönten Refor-

1) Adolf Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel (Einleitung.) Wien 1873.

2) Paul von Mitrofanov, Joseph II. 1. Teil. Wien 1910.

mators, der große Stücke von dem Bündnisse mit Frankreich und Rußland hielt. Doch zu den vielen herben Enttäuschungen, die in den letzten Lebensjahren auf Josef II. einstürmten, gehörte auch die Bedrohung der Bündnisse durch die französische Revolution. Warnend hatte der Kaiser seiner Schwester, der Gemahlin Ludwigs XVI., schon geraume Zeit vor dem Sturm auf die Bastille den Eintritt plötzlicher Umwälzungen vorhergesagt; das gewaltige Ereignis trat für ihn also nicht überraschend, doch immerhin unerwartet ein. Der Umsturz war nun da, und es erhob sich die bange Sorge, welche Folgeerscheinungen er für die Beziehungen Frankreichs zu Österreich haben werde. In Berlin wurde der Beginn der Revolution dem Könige mit den schadenfrohen Worten: „Die Allianz zwischen Österreich und Frankreich ist vernichtet, Österreich kann nicht mehr auf Frankreich zählen" gemeldet.

Im Februar 1790 starb Josef II., der das Glück seines Reiches und seiner Völker edelmütig erstrebte, als tiefunglücklicher Mann. Sein Bruder Leopold II., den er so sehnsüchtig nach Wien herbeigerufen hatte, bestieg unter den ungünstigsten Verhältnissen den Thron. Österreich lag mit der Türkei im Streite, und Preußen griff schon nach dem Schwerte, um es aus der Scheide zu reißen. Von außen bedroht, im Innern aufgewühlt, war Österreich seiner Auflösung nahe. Für lange Überlegungen fehlte die Zeit, rasche Entschlüsse wurden zur Notwendigkeit, und Leopold erwies sich als geschickter Diplomat. Mit seinem ruhelosen Bruder hatte er die erhabenen Vorstellungen von der Bedeutung der Herrscherpflichten gemein; aber wie dieser seine Untertanen als absolutistischer Monarch zu Wohlstand und Zufriedenheit bringen wollte, so war Leopold als gelehriger Schüler Montesquieus und Rousseaus ein Schätzer konstitutioneller Einrichtungen. Allerdings nur in seinen theoretischen Bekenntnissen, denn die Tage schienen noch nicht gekommen, in denen Österreich den Versuch wagen durfte, in die Reihe der Verfassungsstaaten zu treten. Wohl besaß Ungarn bereits einen altersgrauen Parlamentarismus, der jedoch nichts anderes beinhaltete als das Mitbestimmungsrecht des Adels, der Großen.

Um den Staat vor den schwersten Erschütterungen zu bewahren, schlug der neue Herrscher einen Pfad ein, der ihn dem politischen Systeme des Fürsten Kaunitz untreu werden ließ. Er richtete in seiner Herzensnot an Friedrich Wilhelm II. ein persönliches Schreiben, um eine friedliche Überwindung der störenden Gegensätze anzubahnen, und in kurzer Zeit folgten weitere Briefe. In der Tat kam

es zu einer Zusammenkunft von österreichischen, preußischen und anderen Staatsmännern, die zu Reichenbach in Schlesien stattfand und nach langwierigen Verhandlungen, bei denen der Wiener Abgesandte Baron Spielmann oft in Verzweiflung geriet, ein günstiges Ergebnis bot. Die Gefahr eines preußischen Angriffs war nun glücklich abgewendet; ein Jahr später wurde auch mit der Türkei der Friede zu Sistowa geschlossen.

Unterdessen nahmen die weltbewegenden Ereignisse in Frankreich ihren raschen Lauf. Die Umwandlung des absolutistisch regierten Staates in eine konstitutionelle Monarchie stieß weder bei Kaunitz noch bei Leopold II. auf kurzsichtiges Widerstreben. Für den Sieg der Volksgewalt begeisterten sich ja damals die besten Männer in den deutschen Landen, und die Zuneigung griff auch in Österreich um sich. Aber die Bedrängnisse, in die das französische Königshaus geriet, konnten den deutschen Kaiser auf die Dauer nicht gleichgültig lassen, so sehr er von aufrichtiger Friedensliebe erfüllt war.[1] Die Nachricht von dem Fehlschlagen der Flucht Ludwigs XVI. wirkte auf Leopolds Gemüt besorgniserregend ein; der Bruder begann für das Wohl seiner Schwester zu zittern. Am 6. Juli 1791 richtete Leopold an die Souveräne von Rußland, England, Preußen, Spanien, Sizilien und Sardinien und an den Kurfürsten von Mainz die Aufforderung, dem Könige von Frankreich zu Hilfe zu kommen und sich über die Maßnahmen zu einigen, durch die die Freiheit und Ehre Ludwigs XVI. und seiner Familie hergestellt und den gefährlichen Ausschreitungen der französischen Revolutionäre wirksam Grenzen gesetzt werden könnten. In diesen Bemühungen begegnete sich Leopold II. mit Friedrich Wilhelm II., der den Umschwung in Frankreich als prinzipieller Gegner verurteilte. Am 25. Juli wurde bereits in Wien ein Vertrag zwischen Österreich und Preußen abgeschlossen, der beiden Mächten in allgemein gehaltenen Ausdrücken den ungestörten Besitz ihrer Länder verbürgte und die Versicherung enthielt, daß die zwei Staaten bestrebt bleiben würden, die einflußreichsten Herrscher Europas zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Frankreich zu sammeln. Einen Monat nachher trafen sich Österreichs und Preußens Monarchen in Pillnitz, wo sich außerdem die anmaßenden Wortführer der großsprecherischen französischen Emigranten einfanden. Wie die Wiener Abmachungen hatten die Pillnitzer Vereinbarungen nur einen abwehrenden Charakter; sie waren nicht schmet-

1) Adam Wolf und Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Österreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. Berlin 1884.

ternde Signale zum Angriffe, sondern Versuche zur Einschüchterung. Als Voraussetzung für ein Vorgehen mit Waffengewalt galt ja das Zustandekommen einer Einigung der führenden europäischen Regierungen, und daran konnte nicht gut gedacht werden. In diesem Sinne berichtete Leopold auch an Kaunitz, der sich bei den geänderten Stimmungen gar nicht wohl fühlte.[1])

Anders, als der Kaiser es sich vorgestellt hatte, wirkten die letzten Schritte auf die Massen in Frankreich. „Die Pillnitzer Erklärung erbitterte die Nationalversammlung und das Volk, statt sie zu entmutigen", meint Mignet in seiner Geschichte der französischen Revolution. Die Girondisten brauchten kräftige Mittel, um die Begeisterung der Massen zu erwecken und um die Menge an sich zu ziehen. Auf Schlachtfeldern sollte ihr Einfluß erstarken; die Schwärmerei für französischen Kriegsruhm wurde für die Förderung egoistischer Parteizwecke mißbraucht. Darum drängte die mächtige Partei in Frankreich zum Kriege, den im Deutschen Reiche der König von Preußen froh begrüßte, während Leopold II. das rauhe Wüten der Kanonen hintanzuhalten suchte. Doch die Spannung wuchs, die Anmaßung stieg in Paris, und der Krieg war unvermeidlich geworden. Ehe er ausbrach, beendete Leopold II. sein Dasein: zu früh für Österreich, zu schnell für das Deutsche Reich.

Sein Sohn Franz übernahm das Erbe. Länger als vierzig Jahre dauerte die Herrschaft dieses Monarchen, die von wilden Stürmen durchtobt, vom Donner der Schlachten durchdröhnt und dann wieder von langer, bleierner Ruhe erfüllt war. Kaiser Franz ist kein Mann der selbständigen Entscheidungen gewesen, der den Stempel seiner Eigenart überall zur Geltung bringt. Auch in der äußeren Politik seines Staates bestimmte er nicht aus einer starken Überzeugung heraus den Gang; er sprach zwar als Herrscher das maßgebende Wort, aber er ließ sich dabei von seinen Ratgebern leiten. Die Machtfülle seiner Staatskanzler erweiterte sich; sie wurde bloß durch den Argwohn und durch die Selbstgefälligkeit des Monarchen wie auch durch die Ränke und Einflüsterungen seiner wechselnden Vertrauensmänner begrenzt. Hart, ablehnend war das Urteil, das Kaiser Josef II. zuerst über seinen Neffen fällte, den er in jungen Jahren unter seine Obhut nahm. Später lautete die Meinung allerdings etwas freundlicher. Der Monarch schrieb an Kaunitz: „Franz ist nicht ohne Kenntnisse und nicht ohne Fleiß, von zwar kaltem und

1) Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit.

langsamem, doch richtigem Urteile, apathisch gegen alles, was Vergnügen oder Unterhaltung heißt, gesund und sogar kräftig; er wird zwar nie das besitzen, was man Annehmlichkeiten des Körpers und des Geistes nennt; er kann sich aber dereinst als ein für das Geschäft gut organisierter Kopf erweisen und Festigkeit des Charakters an den Tag legen." Franz hatte ein kaltes, nüchternes Naturell, obwohl er nicht ohne Familiensinn war. In der Bevölkerung erfreute er sich einer wohltuenden Popularität, weil er sich stets einfach, fast kleinbürgerlich gab, für jeden zugänglich blieb, ohne den vielen Audienzwerbern seelisch näherzutreten.[1]) Als Herrscher wurde er von seinen Ministern mit dem Kleinkram der Staatsgeschäfte belastet, während man ihm die schwierigen Probleme zu durchdenken keine Zeit ließ. Franz arbeitete viel am Schreibtische, war so pflichteifrig wie nur irgendein gewissenhafter Hofrat und konnte doch nicht recht fertig werden. Im Sommer 1802 harrten bereits zweitausend Vorträge der kaiserlichen Entscheidung. Solchen Anforderungen hätte selbst ein rasch handelnder Mensch nicht standhalten können, und die Verschleppung, das Hinausziehen wurde zur Gewohnheit. Franz war keine Kraft, die vorwärts trieb, und der Staat kam auch nicht vorwärts.

Am 20. April 1792 erklärte Frankreich „dem Könige von Ungarn und Böhmen" — Franz war damals noch nicht zum Kaiser gekrönt — den Krieg. „Kein Kampf der Nation gegen eine Nation" sollte es im Sinne der französischen Erklärung sein, „sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen die ungerechten Angriffe eines Königs." Welch angenehm klingende Worte für die Ohren der Pariser, aber welch grobe Entstellung der Tatsachen! Nun galt es für Österreich und Preußen, zu handeln, und man war guten Mutes. Heere, die so manchen Sieg erfochten hatten — Preußens gutgeschulte Truppen, denen Friedrichs Genie strahlenden Nimbus hinterließ —, setzten sich in Bewegung. Man träumte davon, nach Paris zu marschieren, ohne besonderen Schwierigkeiten zu begegnen; der Sieg schien gesichert, bevor noch der erste Schuß gefallen war. Eine arge Verkennung der Kräfte!

Zuerst mußte Österreich den Rücktritt seines Staatskanzlers beklagen. Fürst Kaunitz, der bereits früher um seine Entlassung gebeten hatte, machte in den Augusttagen des Jahres 1792 Ernst. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Eintritte in den diplomatischen

1) Anton Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809 I Leipzig 1863.

Dienst durfte er nach Ruhe verlangen und von dem Amte Abschied nehmen, mit dem er ohnehin nur mehr lose zusammenhing. Kaunitz hatte ja in den letzten Jahren eine Politik mit seinem Namen decken müssen, die seinen Ansichten nicht ganz entsprach. Dennoch ließ Kaiser Franz den treuen Berater in drei wechselvollen Zeitabschnitten ungern ziehen; Kaunitz sollte seine bisherige Amtswohnung und seine Einkünfte beibehalten und selbst im Ruhestande stets von allen Geschehnissen unterrichtet werden. Kaum zwei Jahre nach seiner Entlassung verschied der Staatskanzler, der sich mit allen Fasern daseinsfroh ans Leben geklammert hatte. Der „Kutscher Europas" starb an Entkräftung.[1])

Sein Nachfolger wurde Graf Philipp Cobenzl, der schon seit geraumer Zeit den Titel eines „Geheimen Staats-Vizekanzlers" führte und dem Fürsten Kaunitz als erster Gehilfe zur Seite stand. Als österreichischer Verwaltungsbeamter in Belgien hatte Cobenzl seine dienstliche Laufbahn begonnen; dann war er in Wien berufen, das Zollwesen zu erneuern. Durch einen Zufall wurde er der Vertreter Österreichs bei den Friedensverhandlungen in Teschen, wo er sich die Dankbarkeit Maria Theresias und Josefs II. erwarb. Von da ab schlug er glückbegünstigt die diplomatische Karriere ein. Graf Philipp Cobenzl war kein Staatsmann von großem Zuschnitte, aber gewiß nicht einer der schlechtesten Männer. Diensteifrig und gewissenhaft oblag er seinen Geschäften, für die er als Junggeselle vor allem lebte. Er scheint nicht ohne Geist gewesen zu sein, wenngleich dieser Vorzug in seinen kurzen Memoiren nicht zur Geltung kommt. Doch ohne persönliche Bedeutung wäre er sicherlich nicht der vertraute Freund Kaiser Josefs geworden, hätte er nicht im Kreise kenntnisreicher Damen wohlgelitten sein können. Dies um so weniger, als ihm ein Sprachfehler die Unterhaltung erschwerte.[2])

Langsam hatten sich die Heere der zwei verbündeten Reiche in Bewegung gesetzt; im August 1792 betrat die preußische Armee französischen Boden. Mit Begeisterung für die Sache zog man nicht ins Feld, und das Mißtrauen, das bald zwischen den Österreichern und Preußen wach wurde, lähmte die Bewegungen. Man konnte sich nicht leicht an den Gedanken gewöhnen, daß die Feinde in so vielen Kämpfen nun Freunde sein sollten; die Erinnerungen an die Vergangenheit störten bei der Erfüllung der neuen Pflichten. Zuerst

1) Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 15. (Kaunitz von Arneth.)
2) Ritter von Arneth, Graf Philipp Cobenzl und seine Memoiren. Wien 1885.

freilich gab es einzelne Siege, und der Feldzug in der Champagne schien sich günstig zu gestalten. Da trat die Schicksalswende bei Valmy ein, und Goethe, der im Gefolge des Herzogs von Weimar an den kriegerischen Unternehmungen teilnahm, meinte ahnungsvoll am Tage der Kanonade: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus." Statt des Vormarsches setzte jetzt ein Rückzug ein; am 21. Oktober wurde das französische Gebiet geräumt.[1]) Ohne aufgehalten zu werden, zogen nun die Franzosen in die deutschen Rheinlande, und in Mainz und Frankfurt wehte die Fahne Frankreichs. Zwar wurde, ehe das schicksalsschwere Jahr 1792 ablief, Frankfurt wieder zurückerobert, aber in Belgien hatten die Österreicher das Feld räumen müssen.

Indes, die Geschehnisse auf den Kampffeldern interessierten die leitenden Staatsmänner bereits weniger als das Treiben der Diplomaten. Aus dem Prinzipienkriege wurde immer mehr ein Interessenkrieg; einem bedrängten König wollte man ursprünglich Hilfe bringen, und schon dachte man daran, sich selbst zu bereichern, den eigenen Landbesitz zu mehren. Österreich geriet deshalb in eine peinliche Verlegenheit, als eines Tages der Vertrag bekannt wurde, den das verbündete Preußen heimlich mit Rußland geschlossen hatte und der die zweite Teilung Polens in die Wege leitete. Am 23. Januar 1793 war das preußisch-russische Übereinkommen in St. Petersburg unterzeichnet worden, zwei Tage vorher starb Ludwig XVI., „wohl der einzige Mensch in Paris, der in seiner Seele den Frieden besaß", durch Henkershand. In Wien rief die Kunde von der grausamen Tat lebhafte Verwünschungen hervor, aber man fand sich schnell in das Unvermeidliche und lenkte alles Sinnen und Trachten auf den Länderschacher in Polen, bei dem Österreich zum Schmerze seiner Staatsmänner diesmal leer ausgehen sollte. Als Opfer dieser diplomatischen Niederlage fielen Graf Philipp Cobenzl und seine Hilfskraft, der Staatsreferendar Baron Spielmann, der als Sohn kleiner Bürgersleute zu hohen Ehren gekommen war. In liebenswürdiger Weise empfing Kaiser Franz nach der Kenntnisnahme des ärgerlichen Teilungsvertrages noch einmal die beiden Staatsmänner; als sie hierauf ahnungslos in ihre Wohnungen zurückkehrten, fanden sie schon die Entlassungsschreiben vor.

Ein merkwürdiger Mann trat jetzt in die vorderste Reihe: Freiherr von Thugut. Wenige Diplomaten wurden nach ihrem Tode

1) K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches II. Stuttgart 1911.

so sehr verlästert wie er, wenige haben aber auch einen so begeisterten Ruhmesherold gefunden wie Thugut in dem Historiker Alfred Ritter von Vivenot.[1]) Die Wahrheit liegt wie oft in der Mitte zwischen Schmähung und Verherrlichung. Allenfalls war Freiherr von Thugut ein nicht gewöhnlicher Mensch. Sein Urgroßvater hieß noch Thunichtgut; der Vater — ein k. k. Kriegszahlmeister— starb früh und hinterließ eine Witwe mit fünf Kindern. Maria Theresia nahm sich der Hinterbliebenen an; sie ließ den jüngsten Sohn ausbilden und die orientalische Akademie besuchen. Thugut kam zuerst als Dolmetsch nach Konstantinopel und brachte es durch seine Tüchtigkeit in nicht allzulanger Zeit zum Hofdolmetsch und Hofsekretär in der Wiener Staatskanzlei. Später kehrte er nach Konstantinopel zurück, um dort als diplomatischer Vertreter Österreichs verdienstvoll zu wirken. Im Januar 1793 wurde Thugut „Armeediplomat", im März traf ihn der Ruf des Kaisers, der ihn zum „Generaldirektor der auswärtigen Angelegenheiten" erhob. Nach dem Tode des Fürsten Kaunitz erhielt Freiherr von Thugut in aller Form den Titel eines „Ministers der auswärtigen Geschäfte". Das Unglück dieses Staatsmannes war die Käuflichkeit, die einen breiten Schatten auf seinen Charakter wirft. Thugut empfing als österreichischer Staatsbeamter von Ludwig XV. und Ludwig XVI. im geheimen große Jahresgelder und lieferte dafür fortlaufend Berichte. Unser Gewissen läßt für dieses Beginnen so leicht keinen Milderungsgrund zu; allein man darf nicht vergessen, daß Thugut in einer Zeit anderer moralischer Auffassungen handelte. Geheime Korrespondenzen, die nicht frei von Enthüllungen sein konnten, bildeten auch für Persönlichkeiten, die nach Thuguts Amtstätigkeit Ansehen genossen, ergiebige Einnahmequellen. Und ein anderer Umstand soll nicht außer acht bleiben. Thugut schwankte lange zwischen der Wirksamkeit in seinem Vaterlande und in Frankreich; er stand innerlich diesem Staate oft näher als dem Lande, in dem er geboren wurde. Als leitender Minister hat er sich jedoch vollkommen korrekt verhalten und eine schöne Liebe für Österreich an den Tag gelegt. Freiherr von Thugut entfaltete eine starke Arbeitsamkeit. Dieser Mann von mittlerer Größe, der nach einer zeitgenössischen Schilderung die Gesichtszüge „eines faunischen Mephistopheles" gehabt haben soll, führte ein anspruchsloses Dasein; ein Glas Wasser und einige Pflaumen, das war oft sein Abendbrot. Der ledige Minister wohnte nicht in der prunkvollen Staatskanzlei,

1) Siehe das Vorwort zu den „Vertraulichen Briefen von Freiherrn von Thugut" I. Wien 1872.

sondern in einem einfachen Miethause in der Vorstadt. Thugut verstand es sehr gut, im Verkehre mit Kaiser Franz den geeigneten Ton anzuschlagen und sich die Gunst des Herrschers zu erwerben. Auch traf er die richtige Behandlung des unbedeutenden, aber einflußreichen Grafen Franz Colloredo, der einst Franzens Erzieher und nun sein bevorzugter Kabinettsminister war. Freiherr von Thugut zeigte sich in einer Hinsicht als Schüler des Fürsten Kaunitz: ihn erfüllte lodernder Haß gegen Preußen. Nicht minder grollte er freilich den Umsturzmännern in Frankreich. Auch er war von der Idee der geographischen Abrundung Österreichs durchdrungen, und die Besitznahme von Bayern lockte ihn unausgesetzt. Die Betrauung des Freiherrn von Thugut mit der Leitung der äußeren Politik bildete ein Ereignis; nicht nur, weil man sich von seinem kraftvollen Wesen viel versprach, sondern weil die hohe Auszeichnung des bürgerlichen Emporkömmlings ihresgleichen suchte.[1])

Unterdessen nahm der Krieg mit Frankreich seinen wechselvollen Fortgang. Belgien wurde zurückerobert, und die Österreicher konnten wieder in Brüssel einziehen, allerdings bloß für eine kurze Frist, denn sie mußten das Land im Juli 1794 abermals räumen. In die Kampfesweise der Franzosen kam in der zweiten Hälfte des Jahres 1793 ein neuer Geist. Carnots beachtenswerte Schöpferkraft stampfte Heere aus dem Boden, und Hoche und Pichegru übernahmen die Führung der Mosel- und Rheinarmeen. Wir wollen hier nicht die einzelnen tragischen Szenen auf dem Kriegstheater und auch nicht die häßlichen Eifersüchteleien eingehender betrachten, die zwischen den Österreichern und Preußen eine immer weitere Kluft schufen. Während die Franzosen sich an ihren Erfolgen berauschten, fehlte bei ihren Gegnern jeder höhere Schwung. Man kämpfte noch, aber man schlug sich eigentlich, ohne sich des Zweckes bewußt zu sein. Die ursprünglichen Gesichtspunkte waren längst verloren. Als es für Thugut hieß, die gefangene Tochter Marie Antoinettes und Ludwigs XVI. zu befreien — die Revolutionsmänner hatten einen Austausch von Gefangenen vorgeschlagen —, da fühlte sich der österreichische Staatsmann gar nicht zur Eile bewogen. Für ihn war das Kind nur ein Gegenstand der Verlegenheit: „Was soll man mit ihm anfangen?" meinte der Minister.[2])

1) Die beste Charakteristik des Lebensganges und der Wirksamkeit Thuguts hat Zeißberg in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bd. 38 gegeben.
2) H. Ritter von Zeißberg, Erzherzog Carl von Österreich I, 1. Wien 1895.

Ihn beschäftigten ganz andere Ziele. Die Schlappe, die Österreich bei der zweiten Teilung Polens erlitten hatte, mußte gutgemacht werden. Thugut wollte die Grenzen seines Vaterlandes erweitern. Es gelang ihm auch, Preußen hinters Licht zu führen und den Vertrag vom 3. Januar 1795 zustande zu bringen, der die dritte Teilung des unglücklichen Polen zum Inhalte hatte. Rußland erhielt den Löwenanteil, während Österreich die Gebietsteile von Lublin, Chelm, Krakau und Sandomir zufielen. Der Rest Polens sollte für Preußen übrigbleiben, das von den Abmachungen erst viele Monate später erfuhr. Rußland stimmte einem eventuellen Austausche Belgiens gegen Bayern zu; im Falle eines Krieges mit der Türkei sollte die Donaumonarchie durch eine Provinz des osmanischen Reiches entschädigt werden. Der sächsische Gesandte in St. Petersburg beurteilte den Umschwung richtig, als er seinem Hofe meldete, die Kaiserin Katharina habe sich von Preußen abgewendet und mit Österreich verbunden, weil Kaiser Franz der Sekundant ihrer orientalischen Politik sein wolle. Thugut schwelgte in Wonne und vor allem in Schadenfreude. „Im ganzen betrachte ich unser Arrangement mit Rußland" — schrieb der Minister — „als ein sehr vorteilhaftes Ereignis; der König von Preußen findet sich durchaus auf dieselbe Weise ausgespielt, wie wir es vor zwei Jahren wurden."

Einige Zeit nach diesen Abmachungen vollzog sich ein anderes wichtiges Geschehnis. In der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 schloß Preußen mit Frankreich in Basel Frieden; der Staat, der zum Kriege gedrängt hatte, war des Kampfes müde geworden. Viel wurde über den Abfall Preußens vom Bündnisse seither geschrieben. War es ein Verrat am deutschen Vaterlande? Die Loslösung des Hohenzollernstaates von der Allianz trug sich wohl zu, ehe man in Berlin von dem österreichisch-russischen Schachzuge Kunde erhielt. Doch das nationale Moment ist gegen Ende des vorvorigen Jahrhunderts wenig berücksichtigt worden, und sogar das Interesse an dem Deutschen Reiche war dem Verflackern nahe. In Frankreich fand das Schreckensregiment ein schreckensvolles Ende, die Politik der Mäßigung kam wieder zum Durchbruche, und die Republik war mithin bündnisfähig. Früher als Preußen hatte schon der Großherzog von Toskana mit Frankreich unbekümmert Frieden gemacht. Die Baseler Vereinbarung zwischen dem Königreiche Preußen und der Republik war demnach kein Verrat, sondern ein politischer Fehler.[1])

1) K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte II.

Das Band, das die Koalition um die Höfe von Wien und Berlin gewunden hatte, lag zerrissen auf dem Boden. Doch das blutige Ringen hörte nicht auf. Freiherr von Thugut schloß mit England zuerst einen Unterstützungs- und wenige Tage hierauf, am 20. Mai, einen Bundesvertrag. Rußland wurde im Herbste zum Beitritte veranlaßt. Die Absicht Preußens, die deutschen Reichsstände für den Baseler Friedensschluß zu gewinnen, schlug fehl, so daß Österreich auch von diesen Kreisen militärischen Beistand erwarten konnte. Das Jahr 1795 sah einen lässig geführten Krieg, der den Gegnern Frankreichs nur die Genugtuung brachte, daß Mainz und Mannheim von den österreichischen Feldherren Clerfayt und Wurmser entsetzt wurden. Die Generale Jourdan und Pichegru mußten über den Rhein zurückziehen. Im nächsten Jahre trat ein noch junger Krieger an die Spitze der Armeen Österreichs und der deutschen Reichsstände: Erzherzog Carl, der Bruder des Kaisers.

Mit dankbarer Liebe mag man bei der Erinnerung an diesen edeln Prinzen verweilen. Dominik Fernkorn hat mit der Begeisterungsfähigkeit des Künstlers dem Erzherzog ein ausdrucksvolles Denkmal vor die Hofburg hingestellt, indem er den glänzendsten Augenblick seines Daseins der Nachwelt im erzenen Bilde überlieferte. Aber Carl war mehr als der Feldherr, der einmal im Momente der Entmutigung tapfer die Fahne zu ergreifen und seine Soldaten mit Heldenmut zu durchdringen verstand. Er ist vor allem als Mensch bedeutend gewesen. In seinen Kindertagen bereitete er zwar den Lehrern manche trübe Stunde, und die Schilderung, die der Vater von dem zum Jünglinge herangereiften Carl entwarf, lautete nicht zu günstig.[1]) Von Toskana nach Belgien geschickt, entwickelte sich der Erzherzog am österreichischen Hofe zu Brüssel prächtig. Seit frühester Jugend hatte Carl eine leidenschaftliche Vorliebe für das Handwerk des Kriegers; dennoch war er der geführten Kriege im innersten Herzen unfroh, und er benützte jede Gelegenheit, um den Frieden aufs lebhafteste zu preisen. Der Erzherzog verriet in seinen Plänen Großzügigkeit, und was mehr ist: Einsicht und scharfe Erkenntnis. Er war nicht nur Soldat, sondern auch Bürger, und sein Blick hing nicht bloß an der langen Reihe der Regimenter, sondern haftete auch an den Wunden und Schäden des Staates, die es leider reichlich, allzu reichlich, gab. Carl vertrat deshalb immer die Meinung, daß sein Vaterland sich erst kräftigen, erneuern, modernisieren müsse,

1) H. Ritter von Zeißberg, Erzherzog Carl von Österreich.

ehe man die gepanzerte Faust nach außen hin dräuend erheben dürfe. Die Gesundheitsverhältnisse dieses nachdenklichen Mannes ließen viel zu wünschen übrig; sein Geist, seine Seele war kräftiger als der Körper. Vorurteile kannte Carl nicht, und die Zurücksetzungen, die ihm zuteil wurden, überwand ein Patriotismus, der die Kleinlichkeit der Widersacher beschämte. [1])

Im Herbste 1796 errang Carl in Deutschland schöne Erfolge. Bei Würzburg schlug er im September Jourdan aufs Haupt, und Moreau, der unaufhaltsam durch Süddeutschland vorgedrungen war, mußte wieder über den deutschen Rhein zurück, den die Franzosen so oft begehrlich überschritten. Österreichs Waffenruhm war durch den jungen Erzherzog erneuert worden, doch die Freude der Siege konnte nicht voll genossen werden, weil dem Glücke auf dem deutschen Kriegsschauplatze Unglück auf andern Schlachtfeldern gegenüberstand.

Im Januar 1796 wurde in Frankreich ein Kampfesplan endgültig angenommen, den Napoleon Bonaparte entworfen hatte. Der Oberkommandant Frankreichs in Italien — Scherer — weigerte sich jedoch, die kühnen Entwürfe anzuerkennen. Dergleichen Projekte, meinte er, möge derjenige selbst ausführen, der sie sich auszuhecken vermaß. Er bat um seine Entlassung, und Napoleon übernahm den Befehl. Schon hatte er sich in Frankreich einen Namen gemacht, aber für Europa war er noch eine unbekannte Größe. Ein jugendlicher, unternehmungslustiger General, der an die Spitze verzagter, herabgekommener, ausgehungerter Truppen tritt — was wird ihm die Zukunft bringen? Österreich hatte in Italien einen greisen Feldherrn, den siebzigjährigen Beaulieu, der die verbündete österreichisch-sardinische Armee befehligte und dem unaufhaltsamen Wagemute, der hinreißenden Lebhaftigkeit und der verwegenen Taktik eines Napoleon nicht gewachsen war. Der französische Oberkommandant siegte bei Montenotte und heftete bei Lodi den Sieg an seine Fahnen. Die Lombardei wurde erobert, die Schatzkammer Italiens geöffnet. Napoleon löste das Versprechen, das er bei der Übernahme des Befehls seinen Soldaten gegeben, wundervoll rasch ein, und der unbekannte General wurde zum Abgotte. Die Führung der österreichischen Truppen ging nun an Wurmser über, der gleichfalls hochbetagt, aber noch rüstig war. Ein furchtbares Ringen um die Festung

1) Eduard Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. I. Leipzig 1884. Ferner: Oskar Criste, Das Buch vom Erzherzog Carl. Wien 1914.

Mantua — den letzten festen Platz, den die Österreicher in der Lombardei behaupten konnten — begann. Viermal wurde Mantuas Entsatz unternommen; acht Monate kämpfte man um die Stadt am Mincio. Der Opfermut und die Tapferkeit der österreichischen Truppen fruchteten nichts. Wurmser, der in der Festung lange allen Unbilden der Belagerung trotzte, mußte sich im Februar 1797 Napoleon ergeben. Dieser hatte bei Arcole und Rivoli seine Ruhmestaten fortgesetzt.

Freiherr von Thugut war tief erschüttert, als ihn die Unglücksbotschaft ereilte. „Was sich in Italien zugetragen hat, ist einfach unglaublich" — versicherte er — „die Geschichte, ja sogar die Romane haben nichts Ähnliches aufzuweisen." Nun wurde Erzherzog Carl mit dem Oberbefehle im Süden betraut, und schweren Herzens unterzog er sich der seiner harrenden großen Aufgabe. Indes, auch er konnte Napoleon gegenüber nicht standhalten, und er stimmte schließlich jenen bei, die immer dringender zum Abschlusse eines Friedens mahnten. Die Beendigung des Krieges lag ebenso im Interesse des sieggekrönten französischen Feldherrn. Napoleon verabsäumte auch nicht, aus Klagenfurt, bis wohin er unterdessen vorgedrungen war, am 31. März 1797 einen „philosophischen" Brief an den Erzherzog zu richten und darin seiner Friedensliebe glühende Worte zu leihen. „Gibt es keine Hoffnung, uns zu verständigen, und müssen wir wirklich fortfahren, uns für die Leidenschaften einer dem Kriegsübel selbst fernbleibenden Nation zu erwürgen? Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch die Geburt dem Throne so nahe stehen und über die kleinen Schwächen der Minister und Regierungen erhaben sind, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohltäters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland, zu verdienen? . . ." Um dem Friedensangebote den gehörigen Nachdruck zu verleihen, ließ jedoch Napoleon seine Truppen bis Loeben vorrücken; hier wurde halt gemacht.[1]) Thugut aber war nicht die Persönlichkeit, die sich durch Mißerfolge der Waffen ganz zur Entmutigung bringen ließ. Er bewahrte trotz des Mißgeschickes Festigkeit und wollte den Kampf nicht eingestellt wissen. Einige Zeit vermochte er dem Ansturme der Friedensfreunde, dem Zorne der Wiener und dem bohrenden Einflusse seiner Gegner zu widerstehen, doch schließlich mußte er nachgeben. In **Leoben** wurde zwischen den Bevollmächtigten Österreichs und Napoleons verhandelt und am 18. April 1797 nachmittags um drei Uhr ein Präliminarfriede zustande gebracht.

---

1) August Fournier, Napoleon I. 1. Band, 3. Auflage. Wien 1913.

Die endgültige Einigung bahnte man in einem Schlosse bei Udine an, während gleichzeitig gewaltige Rüstungen stattfanden. Aber die Bitten der Kaiserin und die Vorstellungen Colloredos und der anderen Kriegsgegner gaben bei dem Monarchen den Ausschlag. Graf Ludwig Cobenzl wurde nach Udine geschickt, und die Verhandlungen kamen in Fluß. Der Vertreter Österreichs bot hartnäckig seine sonst gewinnende Beredsamkeit auf, um Napoleon wenigstens zu veranlassen, die Adda als künftige Grenze zuzugestehen. Der Korse blieb jedoch unerbittlich. Er, der sein Mienenspiel und seine Gebärden stets in der Gewalt hatte, griff in einer wohlberechneten Aufwallung nach einem kostbaren Teeservice, um es erregt auf den Boden zu schleudern und dann bebend dem Grafen Cobenzl zuzurufen: „Noch ehe der Herbst sein Ende erreicht, wird Ihre Monarchie wie dieses Porzellan in Scherben gehen!" So lautet zumindestens eine Überlieferung. Graf Cobenzl mußte also nachgeben, um nicht statt des Friedens den Krieg nach Wien zu bringen. Am 17. Oktober 1797 wurden die Friedensurkunden unterzeichnet. Österreich verzichtete auf Belgien zugunsten Frankreichs, und auch die Lombardei blieb im Besitze der Republik. Dafür sicherte Napoleon Bonaparte Venedig, die venezianischen Inseln im Adriatischen Meere, Istrien und Dalmatien dem Kaiser Franz zu. In geheimen Artikeln wurde abgemacht, daß alles, was auf das Deutsche Reich Bezug habe, auf einem Kongresse in Rastatt geordnet werden solle, wobei der Wiener Hof seinen Einfluß dafür aufzubieten versprach, daß die französische Republik das ganze linke Rheinufer als Besitz erlange. Napoleon stellte seine guten Dienste in Aussicht, um dem Kaiser die Erwerbung des Erzstiftes Salzburg und eines Teiles von Bayern zu ermöglichen. Dies der wesentliche Inhalt des Friedens von Campo Formio. Österreich schnitt nicht schlecht ab. Ein preußischer Diplomat glaubte daher auf eine Bestechung Napoleons schließen zu müssen.[1]) Aber Franz war nicht nur der Beherrscher Österreichs, sondern auch Deutschlands Kaiser, und in dieser Eigenschaft stimmte er der Verkleinerung des Deutschen Reiches und dem Grundsatze der Säkularisation zu, durch den die geistlichen Fürsten, die zu Österreich hielten, empfindlich getroffen wurden. Für die Klärung der Verhältnisse in Deutschland war die Beseitigung der kirchlichen Landeshoheiten freilich ein Gewinn.

Thuguts Stimmung litt unter den letzten Ereignissen. Er trug

1) K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte II.

sich mit der Absicht, aus dem Staatsdienste zu scheiden, gewann aber wieder allmählich die Herrschaft über sich selbst. Es gab auch bald alle Hände voll zu tun, denn eine neue Koalition gegen Frankreich sollte ins Leben gerufen werden. England schürte die Kriegslust auf dem Festlande, und der König von Neapel schlug sogar — die Abmahnungen Thuguts mißachtend — schnell los. Doch der österreichische Minister war etwas bedächtiger geworden, und der Weckruf zum Kampfe löste sich nicht mehr so leicht wie früher von seiner Zunge. Es bedurfte erst des ungeduldigen Ansporns von seiten Rußlands, um Österreich aus der Ruhe zu reißen. Zar Paul I. hatte seine Truppen bereits ihren Marsch antreten lassen, und sie standen am Beginne des Jahres 1799 schon auf österreichischem Gebiete bereit, gegen Frankreich loszuziehen. Am 1. März überschritt das französische Heer den Rhein, während die österreichischen Regimenter unter Erzherzog Carls Führung über den Lech marschierten. Wenige Tage später erklärte Frankreich an Österreich den Krieg, der alsbald seine Schrecken über mehrere Länder ausbreitete.

Seit Jahresfrist schon tagte in Rastatt, wo es vielerlei Zeitvertreib gab, der Kongreß von Diplomaten. Dort entwickelte sich nach einem bösen Worte Thuguts ein Jahrmarkt, bei dem mit reichsdeutschen Besitzungen Handel getrieben wurde. Allerdings sehr vorsichtig, sehr langsam, so daß die Arbeiten nicht recht vom Fleck kamen! Durch den Ausbruch des Krieges erhielt das Treiben der Diplomaten einen jähen Abschluß. Das Ende gestaltete sich aber zu einer entsetzlichen Tragödie. Am 28 .April 1799 — ungarische Szekler Husaren hatten eben Rastatt besetzt — verließen die französischen Gesandten der Ort ihrer unablässigen Wühlarbeit. Da tauchte mit einem Male die grauenvolle Kunde auf, die Vertreter Frankreichs seien in der Nähe des Rheinauer Tores überfallen und bis auf den glücklich entkommenen Debry niedergemacht worden. Diese Untat hat schon in der Zeit ihres Geschehens viel Staub aufgewirbelt und seither die Federn eifriger Forscher rastlos in Bewegung gesetzt. Es steht nun heute fest, daß der Mord von den Szekler Husaren verübt wurde, ohne daß man die Beweggründe und die eigentlichen Urheber der grausamen Tat deutlich genug zu erkennen vermöchte. Viel Wahres ist an den Tag gebracht worden, doch nicht die ganze Wahrheit. Sie wird vielleicht nie zum Vorschein kommen. Österreichs Soldaten haben das Blut verspritzt — wer aber hat sie dazu veranlaßt?

Die kriegerischen Operationen der Österreicher und Russen erstreckten sich über Schwaben, über die Schweiz und über Ober-

italien. Voran standen die erfolggekrönten Unternehmungen der beiden österreichischen Feldherren Kray und Melas, die im Vereine mit dem russischen Oberbefehlshaber Suworow die Lombardei von den Franzosen räumten und für kurze Zeit dem Hause Österreich zurückgewannen. Auch Erzherzog Carl vermochte abermals den Siegeslorbeer um seine Stirne zu winden und sich in erster Linie bei Zürich auszuzeichnen. Indes, die so notwendige Harmonie schwand bei den Verbündeten schnell dahin, garstige Eifersüchteleien wurden wach, und Zar Paul fühlte sich im Oktober 1799 bewogen, das Bündnis in aller Form zu kündigen. Suworows anekdotenumsponnene Kriegergestalt fehlte bald auf dem Schlachtfelde. Er mußte den Rückmarsch in das nordische Reich antreten, nachdem er mit seinem Zuge über den St. Gotthard ein mit unbeschreiblichen Opfern an Menschen und Gütern verbundenes, glänzendes militärisches Schauspiel geboten hatte. Österreich war wieder fast ausschließlich auf seine eigene Kraft angewiesen, und es behauptete sich erfolgreich, solange der Sieger von Arcole und Rivoli nicht zur Stelle war.

Das Jahr 1800 brachte das Verhängnis. Napoleon Bonaparte hatte sich unterdessen zum ersten Konsul der französischen Republik emporgeschwungen und die Revolution geschlossen, indem er sie zu den „Grundsätzen zurückführte, von denen sie ausgegangen war". Als im Mai 1800 schlimme Nachrichten aus Italien nach Paris kamen, machte sich der Korse selbst auf den Weg. Er vollführte den kühnen Marsch über den St. Bernhard mit alles berechnender Vorsorglichkeit und brach wie eine Wundererscheinung in die Gefilde Italiens ein. Melas, der dort Österreichs Truppen führte, mußte mit Napoleon bei dem Dorfe Marengo einen epochemachenden Kampf bestehen. Als sich die Schatten des Abends auf das Schlachtfeld senkten, war Melas Herr des Gebietes. Doch da führte General Desaix die von Napoleon herbeigerufenen Hilfstruppen zu. Die Schlacht wurde noch einmal aufgenommen, und der erste Konsul triumphierte. Allerdings war diese Schicksalswende ein Verdienst des Generals Desaix. Dieser wurde jedoch von den feindlichen Kugeln niedergestreckt, und so konnte der Korse den Ruhm für sich allein in Anspruch nehmen.

Gerade damals bedurfte Napoleon dringend der Gloriole des Siegers. Diese hatte er nun errungen, und die Zustände in Frankreich ließen es ihm wünschenswert erscheinen, einen raschen Frieden einem langen Kriege mit seinen nie vorherbestimmbaren Ereignissen vorzuziehen. Nicht weniger groß war die Sehnsucht nach dem Frieden

bei vielen maßgebenden Männern Österreichs. Thugut aber glaubte an seinen Stern und wollte nicht weichen, ehe das Kriegsglück mächtig für Österreich gesprochen. In seinem Kopfe wälzten sich bereits die Pläne für eine neue Koalition, für ein kraftvolles Zugreifen. Wohl stieg der Einfluß der Friedenspartei in Wien, wohl bedrohte und schmähte die Bevölkerung in der Kaiserstadt den Minister, in dem sie richtig den stärksten Gegner des Friedens vermutete, doch der starre Staatsmann war lange nicht zu erschüttern. Erst als der Widerstand seine Stellung zu gefährden schien, ließ sich Thugut zu einem kleinen Schritte der Bereitwilligkeit herbei. Graf St. Julien wurde nach Paris geschickt, wo er sich als schlechter Diplomat entpuppte. Statt sich darauf zu beschränken, Napoleon nach seinen Bedingungen zu befragen, schloß er auf eigene Faust einen demütigenden Frieden ab, der natürlich nur ein wirkungsloses Blatt Papier blieb.[1])

Dagegen war jetzt Thugut geneigt, in Luneville ernste Friedensverhandlungen mit Frankreich aufzunehmen. Graf Ludwig Cobenzl erschien daselbst gegen Ende Oktober, um das bedeutungsvolle Werk der Verständigung zu vollbringen. In Luneville traf er mit dem Bruder Napoleons, mit Josef Bonaparte, zusammen, aber wie freundlich sich der Franzose in der Form zeigte, in der Sache erzielte man keine Fortschritte. Mittlerweile lief der Waffenstillstand ab, und die Entscheidung lag neuerdings bei den Waffen. Der 3. Dezember 1800 war für Österreich ein Schreckenstag erster Ordnung. Bei Hohenlinden wurden der unerfahrene, jugendliche Erzherzog Johann und sein untüchtiger Ratgeber General Lauer von Moreau unerwartet überwältigt. Die Österreicher, die mit Zuversicht in die Schlacht gezogen waren, verloren mit einem Male das

1) Graf Saint Julien war mehr Soldat als Diplomat. Der zweite Artikel des am 28. Juli vereinbarten Vertrages verhielt Kaiser Franz, den Engländern seine Küsten und Häfen zu verschließen — obwohl Österreich kurz vorher mit England ein Übereinkommen getroffen hatte, wonach sich das Inselkönigreich verpflichtete, zweieinhalb Millionen Pfund Hilfsgelder zu zahlen. Dagegen sollte freilich Österreich bis Ende Februar 1801 ohne Zustimmung Englands kein Sonderabkommen mit Frankreich schließen. Der dritte Artikel nahm den Frieden von Campo Formio zur Basis — trotzdem man in Wien diese Grundlage in einem dem Grafen Saint Julien mitgegebenen Schreiben abgelehnt hatte. Im vierten Artikel wurde die Rheingrenze nach den Bestimmungen des Rastätter Kongresses Frankreich zugesprochen — desselben Kongresses, dessen Abmachungen Österreich veranlaßten, eine neue Koalition gegen die französische Übermacht zu bilden. Siehe August Fournier, Historische Studien und Skizzen I. Prag 1885.)

soldatische Selbstvertrauen und suchten, so gut es ging, von der Wahlstatt in Bayern zur österreichischen Grenze zu kommen. Unter dem Eindrucke der Niederlage von Hohenlinden mußte Graf Ludwig Cobenzl wenig beneidenswert die Friedensverhandlungen in Luneville fortsetzen. Am 9. Februar 1801 war die dornenvolle Arbeit der Einigung endlich abgeschlossen. Der Friede von Luneville — Cobenzl sprach selbst von der „Wunde von Luneville" — setzte fest, daß der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich und die Etsch die Scheidelinie zwischen Österreich und der zisalpinischen Republik zu bilden haben. Belgien blieb ebenso wie Mailand und Mantua preisgegeben; dagegen wurde Österreichs Besitz von Venedig und dem Küstenlande bestätigt. Der dem Wiener Hofe verwandte Herzog von Modena sollte von Kaiser Franz durch die Abtretung des Breisgaues entschädigt werden; für den Großherzog von Toskana — einen Bruder des österreichischen Herrschers — wurden in geheimer Übereinkunft Salzburg und Berchtesgaden in Aussicht genommen. Die erblichen Fürsten Deutschlands, die auf der linken Rheinseite Landstücke verloren, sollten auf dem übrigen Boden des Deutschen Reiches Entschädigungen erhalten.

Napoleon durfte ohne Überhebung schreiben: „Die Nation ist zufrieden mit dem Vertrage, und ich bin es ganz besonders." Sein kleinster Erfolg war nicht die persönliche Niederlage, die der harte Widersacher des Korsen, die Freiherr von Thugut erlitt. Schon im September 1800 hatte der Minister seine Entlassung erhalten, aber er blieb trotzdem weiter der maßgebende Staatsmann, obgleich schon ein Nachfolger zur Stelle war. Nun wurde ihm der Stuhl fast gewaltsam vor die Tür gestellt. Mit schnödem Undanke ließ man Thugut fallen, der bis zuletzt begeistert für Österreichs Macht und Ansehen einstand. Mitte Januar 1801 überraschte Kaiser Franz den Minister mit dem dringenden Wunsche, daß der Staatsmann raschestens seinen Abschied nehme. Der Monarch verlange dieses Opfer, „weil alle Volkskreise einstimmig der Ansicht sind, daß Eure Exzellenz den Friedensschluß aufhalten und immer aufhalten werden", hieß es in dem Schreiben. Thugut bat vergebens, ihm einige Zeit zur Ordnung seiner Privatgeschäfte zu lassen, ihm zu gestatten, noch eine kurze Weile in Wien zu bleiben. Er wollte wenigstens eine Gnadenfrist haben. Doch der Kaiser ließ nicht locker. Gekränkt lehnte der ehemalige Minister die weitere Verwendung im Staatsdienste ab, die man ihm in den fernen italienischen Provinzen anbot. Mit den besten Wünschen für Österreichs Wohlergehen verließ er den

Schauplatz seiner Tätigkeit, und die Fama erzählte noch lange — ohne Grund —, daß der unpopuläre „Kriegsbaron" in der Ausübung seines Einflusses fortfahre.

II. Der Kampf gegen Napoleon.

A. Österreichs Gegenwehr und Demütigung.

Im Leben jedes Menschen gibt es schicksalsvolle Augenblicke, in denen Entscheidungen fallen, die für alles Kommende die Richtung weisen. Für den ersten Konsul der französischen Republik war nun die Zeit da, sich über sich selbst und sein weiteres Beginnen klar zu werden. Märchenhaft hatte sich sein Aufstieg vollzogen; der kleine Offizier, dem so viele Tage der Not und der Verzweiflung beschieden waren, stand bereits im Mittelpunkte des europäischen Interesses, und in seinen Händen liefen schon die Fäden zusammen, an denen das Schicksal der Staaten hing. Es war dem Korsen geglückt, sich an die Spitze des aufgewühlten, in seinen tiefsten Tiefen erschütterten Frankreich zu stellen und den Franzosen zu bieten, was sie brauchten, um willenlose Werkzeuge des einen zu werden: das Trompetengeschmetter des Ruhms und die bestrickende Kraft einer leuchtenden Persönlichkeit. Als Gebieter seines zweiten Vaterlandes konnte Napoleon Bonaparte an eine gesicherte Zukunft denken, wenn er es nun der Eroberungszüge genug sein lassen und sich schöpfungsfroh der Arbeit auf eigenem Boden hingeben wollte. Die alten Mächte Europas, die vor einem Jahrzehnte den angstvollen Sammlungsruf zum Schutze des französischen Königtums vernommen hatten, sahen in Napoleon den Bezwinger der Revolution. Als der Bändiger der Schreckensmänner war er ihnen nicht unwillkommen, obgleich er sich vermaß, an dem Hergebrachten mit starken Armen zu rütteln. Nach der großen Umwälzung zeigte man sich eben kleineren Umgestaltungen gegenüber abgehärtet. Doch die dämonischen Kräfte, die Napoleon bisher vorwärtsgetrieben, gestatteten ihm kein Stehenbleiben, kein Sichbegnügen. Wer so weit gekommen war, wollte es naturgemäß noch weiter bringen. Im Hirne des ersten Konsuls blitzte vielleicht schon der Gedanke auf, den er wenige Jahre später rückhaltslos aussprach: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten, als bis es ein einziges Oberhaupt hat."[1]) Wer anders

1) August Fournier, Napoleon I. II. Wien 1905.

konnte dieser einzige sein als der Sohn des Advokaten Carlo Buonaparte? . . .

Länger als ein Jahrzehnt sollte Napoleon die Achse bilden, um die sich die europäische Politik drehte. Seine Person, sein Wollen und Tun gab für die Tätigkeit der Diplomaten den Ausschlag. Um ihn gruppierten sich die großen und kleinen Staaten zum Teile in aufgezwungener Freundschaft, zum Teile mit rachedurstiger Feindschaft, die sich bis zu glühendem Hasse steigerte. Napoleon schuf und vernichtete Reiche, er bildete die Landkarte immer aufs neue um. Und stets neue Verbindungen entstanden auch unter jenen Mächten, die sich von dem schier unaufhaltsamen Eroberer bedroht oder in ihren Lebensinteressen gefährdet fühlten. Die Auseinandersetzung mit dem einen, mit dem Korsen, wurde zum Inhalte der äußeren Politik; sie führte zu Bündnissen und Gegenbündnissen, zu Schlachten und Kämpfen, zu Niederlagen und Siegen, zu staatsmännischen Mißerfolgen und zu diplomatischem Ruhme.

Das war eine schwierige Zeit für die Staatsmänner, die in ihre Rechnungen nur Menschen von normalen Dimensionen einzustellen vermochten und die allmählich erst erkennen konnten, daß ein Übermensch in Europa aufrichtend und zerstörend wirkte. Daß unter solchen Umständen nicht alle Berechnungen stimmten: wer will sich darüber wundern, wer nachträglich den klugen Mann spielen? In Österreich sahen die großen Tage einen Staatsmann am Steuerruder der äußeren Politik, der für gewöhnliche Zeiten gewiß vollständig ausgereicht hätte. Graf Ludwig Cobenzl — der Neffe Philipp Cobenzls — war einer der tüchtigsten Diplomaten, über die Kaiser Franz verfügte. Schon als Thugut im Herbste 1800 seine Entlassung erbeten hatte, wurde Ludwig Cobenzl an seine Stelle berufen. Als „Vize-Kanzler" leitete er auch die sorgenreichen Friedensverhandlungen in Luneville. Im ersten Augenblicke der Begegnung machte der neue Staatsmann einen schlechten Eindruck, denn er war von ungewöhnlicher Häßlichkeit. Aber sein verbindliches Benehmen, seine lebhafte, geistreiche Art der Unterhaltung und seine unzerstörbare Heiterkeit trugen schließlich den Sieg davon. Man fühlte sich ihm gewogen. Mit zwanzig Jahren wurde Ludwig Cobenzl Gesandter in Kopenhagen; drei Jahre später kam er als diplomatischer Vertreter an den Hof Friedrichs des Großen. Im Winter 1779 ging er als Gesandter nach St. Petersburg, um in der nordischen Metropole zwei Dezennien zu verleben. Kaiserin Katharina begünstigte ihn, während Kaiser Paul I. ihm zuletzt sogar das Er-

scheinen bei Hofe untersagte.[1]) Graf Ludwig Cobenzl war ein genußfroher Mensch, und es ist für ihn bezeichnend, daß Kaiser Franz seinem Minister eindringlich nahelegen mußte, einen sittlichen Lebenswandel zu führen. Dennoch galt Cobenzl als ein fleißiger Arbeiter, dessen Tätigkeit in Tausenden von Briefen und Akten vergilbende Zeugnisse hinterlassen hat.[2])

Nach dem Frieden von Luneville fuhr der Minister nach Paris, um Napoleons Freundschaft für Österreich zu erschmeicheln. Der Jünger des Fürsten Kaunitz gedachte das Bundesverhältnis zwischen Paris und Wien zu erneuern. Es fiel ihm nicht leicht, an Napoleon heranzukommen. Als aber die erste Audienz doch stattfand, da sprach der Konsul drei Stunden lang unermüdlich über die verschiedensten Dinge. Trotz seines langen Verweilens in der Hauptstadt Frankreichs konnte Ludwig Cobenzl nichts erreichen. Der allgemeine Hinweis Napoleons auf die Türkei, wo sich Österreich für seine Verluste schadlos halten möge, war nur eine nichtssagende Ausflucht. Cobenzl freute sich darum, nach Wien zurückberufen zu werden, wo unterdessen Fürst Trautmannsdorf die Staatskanzlei geleitet hatte. Ein kaiserliches Handschreiben vom 18. September 1801 setzte fest, daß Cobenzl im Vereine mit dem Kabinettsminister Grafen Colloredo die Führung der auswärtigen Angelegenheiten besorgen solle, wobei jedoch die Oberleitung der Form nach dem Kabinettsminister überlassen blieb.

Napoleon hatte den Krieg nicht bloß mit Kaiser Franz beendet, sondern auch mit England zum Abschlusse gebracht. Der Präliminarfriede vom Oktober 1801 leitete bessere Beziehungen ein, die dann durch den Frieden von Amiens befestigt wurden. Mit Rußland waren schon früher angenehme Verbindungen hergestellt worden, Zar Paul I. hatte sich von einem Gegner Napoleons zu einem Bewunderer des Korsen entwickelt, und Zar Alexander I. ließ sich gleichfalls von Frankreich fesseln. Preußen hielt seit den Baseler Abmachungen zu Frankreich, und Napoleon bemühte sich vorerst, das gute Verhältnis zu bewahren. Um so ungehemmter durfte er nun die Ordnung der Besitzrechte im Deutschen Reiche an sich ziehen. Die wichtige Entschädigungsfrage sollte nicht in Regensburg, sondern in den Tuilerien entschieden werden. Es drängten sich auch bereits die deutschen Fürsten an Napoleon heran; sie buhlten um seine Gunst

1) Allgemeine Deutsche Biographie IV. (Ludwig Graf Cobenzl von Hüffer.)

2) August Fournier, Gentz und Cobenzl. Wien 1880.

und bewarben sich um das Wohlwollen seiner Vertrauensmänner. Die Zukunft des Deutschen Reiches war zu einer Geschäftssache geworden. Geld und Laune, nicht Grundsätze wurden die bewegenden Faktoren. Napoleon schloß der Reihe nach mit Württemberg, mit Preußen, Bayern, Baden und Hessen-Darmstadt übereinkünfte. Diese Abmachungen bildeten die Grundlage für den Entwurf einer allgemeinen Säkularisation, für die der erste Konsul am 3. Juni 1802 die Zustimmung Rußlands gewann. Österreich wurde in Ungewißheit gelassen, so daß Cobenzl glauben konnte, das maßgebende Wort sprechen zu dürfen. Wie entsetzt war er deshalb, als er aus dem amtlichen französischen Organe die Kunde von dem Abschluß eines Vertrages zwischen Frankreich und Rußland erhielt. Franz entschloß sich zum Widerstande, denn ihm war sowohl die Österreich zugewiesene Abfertigung zu klein, wie der Gewinn, den Preußen davontragen sollte, zu groß. Nicht der deutsche Kaiser, sondern der österreichische Landesherr sprach aus ihm. Österreich zeigte eine sehr ernste Miene und besetzte das Bistumgebiet von Passau, das Napoleon Bayern zugedacht hatte. Der erste Konsul verstand jedoch keinen Spaß; er forderte entschieden den Rückzug, und dieser erfolgte auch. Allmählich legte man die Differenzen bei, das heißt, der Wiener Hof fügte sich in sein herbes Los. Am 26. Dezember 1802 wurde zwischen Österreich und Frankreich ein Übereinkommen vereinbart, nach dem Kaiser Franz die österreichischen Besitzungen in der Ortenau und im Breisgau an den Herzog von Modena abtreten sollte. Die geistlichen Fürstentümer Trient und Brixen fielen an Österreich. Der Großherzog von Toskana erhielt außer Salzburg und Berchtesgaden noch das Bistum Eichstädt. Diese Konvention stellte ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung dar, denn sie leitete die vollständige Umgestaltung Deutschlands ein und raubte der Würde des Kaisers den bisher vorhanden gewesenen ärmlichen Schein von Macht.[1])

Noch hatte der Reichstag von Regensburg sein trauriges Ja und Amen zu sagen. Dort tagte während des Jahres 1802 die von ihm eingesetzte Reichsdeputation, die die Neuordnung Deutschlands durch den „Reichsdeputationshauptschluß" guthieß. Am 25. Februar 1803 stimmte auch der Reichstag zu. Er schaufelte sich damit selbst sein Grab. Immerhin durfte Graf Ludwig Cobenzl mit Stolz hervorheben, daß in diesen Tagen der Kraftlosigkeit Österreich we-

1) Eduard Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts I. Leipzig 1884.

nigstens den Versuch gewagt hatte, dem Befehle Napoleons zu trotzen.

Nicht lange vertrugen sich England und Frankreich. Im Mai 1803 brach der Krieg wieder aus. Um den französischen Chauvinismus zu nähren und die Abneigung gegen England zu stärken, ließ Napoleon, der die Bedeutung der Volksstimmung voll einschätzte, den Festtag der Jungfrau von Orleans neuerdings aufleben. Hannover, das zum englischen Staatsgebiete gehörte, wurde sogleich okkupiert und die Blockade des Inselreichs ins Werk gesetzt. Auch auf Neapel legte Napoleon seine Hand. Um sich den Rücken zu decken, suchte er mit Preußen ein Bündnis anzubahnen, ohne jedoch mehr als die Zusicherung des Königs Friedrich Wilhelm III., er werde sich in keine Unternehmung gegen Frankreich einlassen, zu erhalten. Österreich, dem der erste Konsul nie recht traute, beeilte sich, die Zusage seiner Neutralität zu machen und ließ es auch in der Folge an Liebesbeweisen für Napoleon nicht fehlen. Nur so ist das Verhalten des Kaisers Franz gegenüber einem Geschehnisse zu erklären, das ganz Europa mit Schrecken erfüllte, weil es die Hinfälligkeit jedes dem Korsen nicht genehmen Rechtszustandes grausam zum Bewußtsein brachte.

Gegen den ersten Konsul wurde konspiriert. Er war Verschwörungen auf die Spur gekommen und wollte ein abschreckendes Beispiel geben. Im Deutschen Reiche — in Baden — lebte der Herzog von Enghien, der den Verdacht auf sich lenkte, mit den französischen Royalisten im Bunde zu sein. Napoleon beauftragte darum — das Völkerrecht verhöhnend — seine Schergen, den Herzog in der Fremde zu ergreifen und nach Frankreich zu bringen. Dort wurde Enghien in Vincennes erschossen. Diese Untat löste in Wien Entrüstung und Verlegenheit aus. Was tun? Kaiser Franz hätte gegen den Einfall Napoleons in das deutsche Gebiet Einspruch erheben müssen, denn ihm oblag als Kaiser die Wahrung des Ansehens von Deutschland. Aber jeder schüchterne Anlauf zur Sühne des Frevels mußte den Zorn des Korsen entfesseln, und man war daher entschlossen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Da mischte sich Rußland ungebeten in die Sache und erhob als Garant der Reichsverfassung Einspruch. Auf der einen Seite drängte jetzt der Zar zur Tat, auf der andern Seite drohte des ersten Konsuls Rache. „Wir befinden uns" — schrieb Cobenzl im Mai 1804 — „zwischen Hammer und Amboß, und immer schwieriger wird es, unsere passive Rolle beizubehalten, so wünschenswert es wäre, sie nicht aufgeben zu müs-

sen." Da half ein schwächliches Doppelspiel. Über Rußlands Aufforderung verlangte Kaiser Franz „eine hinlängliche beruhigende Aufklärung" von der französischen Regierung, während dem französischen Gesandten in Wien gleichzeitig die Versicherung gegeben wurde, Österreichs Vertreter auf dem Reichstage werde die Hände in den Schoß legen. Gerne schloß man sich darum in Regensburg dem Kurfürsten von Baden an, der in einem Atem kunstfertig und knechtselig dem Zaren dankte, Napoleon Bonaparte Vertrauen zum Ausdruck brachte und den Wunsch äußerte, daß die Angelegenheit von der Tagesordnung abgesetzt werden möge.[1])

Paris war zum Mittelpunkte Europas, Napoleon zum Mittelpunkt von Paris geworden. Doch die Würde eines ersten Konsuls mit den Machtbefugnissen eines Kaisers genügte ihm nicht mehr; er wollte auch äußerlich Kaiser sein. Ihm schwebte das Imperium Karls des Großen als Ideal vor, während sein Minister riet, bei dem in Frankreich hergebrachten Königstitel zu bleiben. Aber Napoleon setzte seinen Wunsch durch. Von Österreich wurde verlangt, daß es zu dem Wandel sofort seine Zustimmung gebe. Franz war nicht abgeneigt, Napoleon zur Krone zu verhelfen, denn er, der am liebsten jede Spur der Revolution getilgt hätte, hielt immer dafür, daß Frankreich ein monarchisch regierter Staat werden solle. Nur wünschte man, Napoleon möge den Königstitel annehmen. „Daß aber" — hieß es in einem Vortrage — „Bonaparte sich mit dem Königstitel nicht begnügt, sondern daß er nach dem Beispiele von Rußland nach dem Titel eines erblichen Kaisers strebt: dies unterliegt wirklichen und großen Bedenken." Ergaben sich doch daraus für Österreich bedeutungsvolle Konsequenzen. Dessen Herrscher war nur erblicher König von Böhmen und Ungarn; als deutscher Kaiser hing er von dem Ergebnisse der Wahl ab. Was sollte geschehen, wenn die Kurfürsten einmal gegen Habsburg-Lothringen stimmen würden? Kaiser Franz mußte sich demnach gleichfalls den erblichen Kaisertitel beilegen, damit Österreichs Gebieter nicht dereinst weniger gelte als der Monarch von Rußland oder Frankreich. Und noch etwas: der deutsche Kaiser war der Erste unter den gekrönten Häuptern und seine Würde gestattete ihm den Vortritt. Darauf wollte Franz nicht verzichten. So gab es — in einer Zeit, die nur diplomatische Kabinetts- und noch nicht Volkspolitik kannte — vielerlei peinliche Verhandlungen, bis endlich eine Übereinstimmung erzielt ward. Napoleon

1) August Fournier, Gentz und Cobenzl. Wien 1880.

nahm den Kaisertitel[1]) an, und Franz erklärte — obwohl das eifersüchtige Rußland und England Einwände erhoben hatten — am 10. August 1804 in einer Versammlung von Ministern und höchsten Würdenträgern, daß er den Titel eines „Kaisers von Österreich" führen wolle. Höfische Interessen veranlaßten ihn dazu; daher waren bei den Beratungen die staatsrechtlichen Folgen nur flüchtig berührt worden.

Zar Alexander I. löste seine Hände bald von dem Schlepptaue Frankreichs. Mancherlei Vorkommnisse hatten ihn verstimmt, so gelegentliche Äußerungen und Maßnahmen Napoleons, die Rußland in seiner orientalischen Politik störten. Die Entfremdung zwischen Paris und St. Petersburg nahm zu und erweiterte sich zur Feindschaft. Alexander I., dieser begeisterungsvolle Monarch, der, von der Außenwelt durch seine Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit etwas abgesondert, ein um so reicheres Innenleben führte, predigte den Krieg. Kampf wider Napoleon! Der Wiener Hof wurde umworben und blieb nicht spröde. Napoleons Umwälzungen und Pläne in Italien schienen Österreichs venezianischen Besitz zu gefährden — Bosnien und Serbien wurden der Monarchie bereits als Ersatz angeboten — und Graf Ludwig Cobenzl, der Stifter des österreichischen Kaisertums, besaß für Rußland aufrichtige Neigung. So kam denn zunächst das österreichisch-russische Bündnis vom November 1804 zustande, das einen friedfertigen Charakter aufwies und nicht dem Angriffe, sondern der Verteidigung galt. Aber der Zar spann seine Fäden weiter. Fünf Monate später wurde hinter dem Rücken der österreichischen Staatsmänner ein englisch-russischer Vertrag abgeschlossen, der nichts Geringeres als eine allgemeine Erhebung der Kontinentalstaaten gegen die Herrschaft des Kaisers der Franzosen zum Ziele setzte. In Österreich, wo man sich vor Napo-

1) Als kennzeichnend sei folgendes Begebnis angeführt: Gegen die Anerkennung des napoleonischen Kaisertitels hatten die aus Frankreich vertriebenen Bourbonen bei den europäischen Höfen protestiert. Auch in Wien wurde das Schriftstück überreicht, das unbeantwortet blieb. Aber damit gab sich der französische Geschäftsträger, ein Vertrauensmann Napoleons in Wien, nicht zufrieden. Er verlangte, daß man die Note zurücksenden möge, denn es sei nicht angemessen, in den Archiven ein Aktenstück zu bewahren, das einen Protest gegen den Kaisertitel Napoleons enthalte. Diesem Wunsche nachzukommen, konnten sich die Wiener Staatsmänner nicht entschließen; sie machten jedoch den Vorschlag, den unbequemen Brief zu verbrennen. Das geschah auch am 10. August. Dadurch erhielt die französische Regierung, wie Cobenzl ausführte, ein neues Zeichen der Sympathie. (Adolf Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik. Leipzig 1877.)

leon schützen wollte, aber keine Lust empfand, mit diesem kriegstüchtigen Manne ernstlich anzubinden, war man verblüfft, als von dem Bündnisse zwischen England und Rußland Mitteilung geschah. Man weigerte sich in Wien, dem Offensivvertrage beizutreten. Erzherzog Carl hatte unter den Friedensmahnern die Führung; er setzte alle Hebel in Bewegung, um einem kriegerischen Abenteuer vorzubeugen. Doch Napoleons Unternehmungen in Italien — im Mai 1805 krönte sich der Korse selbst im Dome zu Mailand — und die Drohungen Rußlands blieben nicht ohne beschwingenden Einfluß. Sorgenvoll gab Kaiser Franz am 7. Juli 1805 die Zustimmung zum Anschlusse an die Koalition. Der Befehl zur Mobilisierung der Armee wurde erteilt.

Napoleons durchdringendem Blicke war der Wandel nicht verborgen geblieben. Besser als sein Gesandter in Wien hatte er aus der Ferne die Stimmungen und Absichten beurteilt. Die „große Armee", die er bei Boulogne versammelte, scheint nicht so sehr für den Einfall in das englische Gebiet als für den Vorstoß nach Österreich vorbereitet worden zu sein. Kaiser Franz ließ einen Teil seiner Truppen im September 1805 über den Inn marschieren, und das französische Heer zog mit bewundernswerter Eile dem Rheine zu. Im ganzen stellte Österreich drei Armeen auf; die eine wurde dem Erzherzog Carl, die andere dem Erzherzog Johann unterordnet. Die Truppen, denen die Operation in Deutschland zugewiesen war, befehligte der Generalquartiermeister Mack. Auch von Rußland wurden drei Armeen erwartet.

Kaiser Franz hatte bei der Wahl seines Heerführers Mack einen schlechten Griff getan. Er schlug die Warnungen seines Bruders Carl in den Wind. Ebenso betrachtete Graf Ludwig Cobenzl den General Mack als seinen Mann, so daß er in dieser Zeit mit dem Erzherzoge Carl auf gespanntem Fuße lebte. Ein merkwürdiger Mensch, ein Bringer des schwärzesten Übels war dieser Mack. Für kleine Aufgaben nicht ungeeignet, durfte er für große Leistungen nicht in Betracht gezogen werden. Phantastisch in seinen Plänen, bezwingend als Redner — man nannte ihn den „militärischen Demosthenes" —, ein berauschender Führer am grünen Tische, wurde er naiv in den Stunden der Gefahr, kindisch auf dem Schlachtfelde. Mack hat die Katastrophe von Ulm leichtsinnig verschuldet. Im Oktober mußte er sich Napoleon ergeben; der nominelle Oberbefehlshaber Erzherzog Ferdinand und Fürst Schwarzenberg hatten mit ihren Schwadronen schon früher den gefährdeten Ort

verlassen, an dem nur Verblendung und Unfähigkeit kleben bleiben konnten. Immerhin streckten noch 25000 österreichische Soldaten voll Verzweiflung ihre Waffen. Als Mack nach der Kapitulation eine Zusammenkunft mit Napoleon hatte, vernichtete ihn dieser vollends mit den Worten: „Wie konnten Sie so eigenmächtig sein, sich auf diesem elenden Platze, der nicht einmal den Namen einer Festung verdient, verteidigen zu wollen?" Viele Jahre zitterte der Schmerz über die Tragödie von Ulm nach, und Anastasius Grün ließ einen alten Krieger gegen Mack den grimmigen Vorwurf schleudern:

„Ein Feldherr, der dem eignen Heer
Einflößte Todesschrecken;
Den Männern einst in blanker Wehr
Gebot: Die Waffen strecken!

O Ulm, du hast die Schmach gesehn,
Den Tag verhüllt von Schande!
Des dunklen Schleiers Schatten stehn
Noch schwarz ob unserm Lande."

Für die Koalition wider Frankreich war die Niederlage ein wuchtiger Stoß. Zwar wurde fast um dieselbe Zeit auf dem Meere der denkwürdige Sieg von Trafalgar errungen, doch den Ausschlag mußten die Ereignisse auf dem Festlande geben. Erzherzog Carl hatte seine Armee bei seiner Ankunft in Italien in einem trostlosen Zustande vorgefunden. Nun suchte er rasch zu bessern, was sich in der Eile verbessern ließ, und er trug sogar über Napoleons General Massena einen Sieg davon. Diesen weiter zu verfolgen, blieb keine Zeit, denn Erzherzog Carl mußte schleunigst aufbrechen, um in den deutschen Landen Rettung zu bringen.

Für den Kaiser der Franzosen lag der Weg nach Wien offen. Sein Ehrgeiz brannte danach, in der altehrwürdigen Donaustadt, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, als Eroberer einzuziehen. Anfang November verließ Graf Ludwig Cobenzl „mit bitteren Tränen" Wien; überhaupt begann jetzt ein allgemeines Flüchten, ganz so wie Anno 1797 und 1800, als die französischen Krieger dem Stefansturme nahegekommen waren. Am 12. November marschierte Prinz Murat durch das Tor der kaiserlichen Hofburg, und Napoleon schlug im Schlosse Schönbrunn seine Residenz auf. Die Wiener empfanden noch nichts von nationaler Schande; neugierig musterten sie auf den Straßen die fremdartigen Uniformen; sie stießen sich und drängten sich, um den neuen machtvollen Schloßherrn in Schön=

brunn, der ein mildes Regiment entfaltete, mit eigenen Augen zu sehen.

Ein Tag, der für ganz Europa zum gewaltigen Ereignisse wurde, brach an. Zar Alexander, der mit seinen Truppen herbeigeeilt war, konnte sein Temperament nicht zügeln und wollte gegen Napoleon den entscheidenden Schlag führen, den Gegner zermalmen. Alle Warnungen, nicht voreilig zu sein, verhallten ungehört; Rußlands Kaiser wartete nicht einmal die Ankunft des Erzherzogs Carl ab, der mit 80 000 Mann in Eilmärschen nach Wien vorrückte. Der Hochmut im Lager Alexanders kannte keine Grenzen und beschwor namenloses Unglück herauf. Während Kaiser Franz im Schlosse zu Austerlitz krank daniederlag, wurde ohne Wissen dieses Monarchen, ja selbst ohne daß ein großer Teil seiner Generäle davon erfuhr, der Plan für die Schlacht vom 2. Dezember 1805 entworfen — für die katastrophale Niederlage der Verbündeten. Als der Kampf begann, war die Gegend in dichten Nebel gehüllt. Erst später durchbrach die Sonne das Gewölk und beleuchtete blutigrot das Schlachtfeld und Napoleons Triumph. Die Sonne von Austerlitz! Zar Alexander wurde von wilder Verzweiflung übermannt, doch Kaiser Franz behielt in diesen krisenvollen Stunden seine Ruhe. Von ungeheurer Angst getrieben, wichen die russischen Soldaten zurück; sie entflohen in der Nacht, die dem Siege des Korsen folgte.

Kaiser Franz mußte sich jetzt herbeilassen, die Hand zum Frieden zu bieten und Napoleon um eine Unterredung zu bitten. Am 4. Dezember fand die Begegnung statt; zum ersten Male in ihrem Leben sahen sich Deutschlands gedemütigter Herrscher und Frankreichs sieggewöhnter Herr. Napoleon gab sich liebenswürdig; erst nachher brachte er eine ganz entstellte Schilderung des Gespräches in die Zeitungen, ebenso wie er einen phantastischen Schlachtenbericht der Öffentlichkeit unterbreitete. Zwei Tage nach der Zusammenkunft wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen; die Friedensverhandlungen kamen in Fluß. Am 13. Dezember schrieb der Korse seiner Frau: „Friede ist ein leeres Wort, wir brauchen einen glorreichen Frieden." Und er sollte ihn haben! Österreich mußte fast 1200 Quadratmeilen seines Gebietes mit nahezu 3 Millionen Menschen abtreten. Die venezianische Provinz, Istrien und Dalmatien, Tirol und Vorarlberg, die österreichischen Vorlande in Süddeutschland gingen verloren; bloß mit Mühe wurde Triest dem Staate erhalten. 40 Millionen Franken mußten an Kriegsentschädigung gezahlt werden. Das war der in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember

1805 unterzeichnete traurige Friede von Preßburg. Österreichs Stellung als europäische Großmacht wurde untergraben, und der Staat erlitt in seinen deutschen und italienischen Plänen Schiffbruch.

Nicht allein die Truppen, auch die Staatsmänner der habsburg-lothringischen Monarchie wurden niedergeworfen. Graf Ludwig Cobenzl, der Vize-Kanzler und seine rechte Hand Collenbach erhielten die Aufforderung, ihre Stellen niederzulegen. Desgleichen wurde Minister Graf Colloredo in den Ruhestand versetzt. Schon viel früher hatte Erzherzog Carl etwas derb und zu eifervoll gemeint, alles sei verloren, wenn der Kaiser nicht „Mack, Ludwig Cobenzl und Collenbach aufknüpfen läßt".

Wir müssen auch einen flüchtigen Blick auf das Verhältnis Österreichs zu Preußen werfen. Noch waren die Kriege gegen Napoleon Unternehmungen der Höfe und Kabinette, und die Völker nahmen an ihnen nicht mit den Herzen, mit ihrer edlen Leidenschaft teil wie später. Dennoch hoffte man, als die Wetterwolken im Jahre 1805 heranzogen, Österreich und Preußen im Kampfe vereint zu finden. Man ahnte schon, daß es sich um die Sache des deutschen Volkes handle. Der zur Zeit des Fürsten Kaunitz eingeimpfte Haß gegen Preußen war in Österreich verflackert, und es gab verschiedene Männer, die ein gemeinsames Vorgehen der Häuser Habsburg-Lothringen und Hohenzollern befürworteten. Metternich wirkte als Diplomat dafür; der Gegensatz zwischen den beiden Staaten müsse, so meinte er, einem innigen Bündnisse Platz machen, wolle man gegen Westen und Osten gesichert sein. Der in österreichische Dienste getretene Preuße Friedrich Gentz lieh diesem Gedanken glanzvoll seine Feder. Auch in Berlin war die Stimmung nicht schlecht. Freiherr vom Stein und Prinz Louis Ferdinand waren überzeugte Anhänger der Gemeinschaft. Die preußische Regierung — voran Haugwitz (wie nachher Hardenberg) — zögerte freilich, von der Neutralität, die sich schon einmal als günstig erwiesen hatte, abzulassen. Bloß von Fall zu Fall wollte sie sich mit Österreich verständigen.[1]) Auch König Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht zu energischen Schritten aufraffen. Rußlands Bemühungen blieben in Berlin gleichfalls fruchtlos. Erst ein Gewaltakt Napoleons schuf raschen Wandel. In dem entscheidenden Augenblicke lief die Nachricht ein, daß ein französisches Armeekorps ohne vorherige Anfrage und ungeachtet aller

1) August Fournier, Österreich und Preußen im XIX. Jahrhundert. Wien 1907.

friedlichen Proteste den Durchmarsch durch das preußische Gebiet von Ansbach vollzogen habe. Friedrich Wilhelm III. war entrüstet und in eine Seelenverfassung gebracht, die Österreichs und Rußlands Absichten günstig schien. Zar Alexander, der persönlich nach Berlin reiste, fand bereits einen guten Boden vor. Am 30. Oktober traf auch der österreichische Erzherzog Anton in der Hauptstadt Preußens ein. Vier Tage später wurde in Potsdam ein Vertrag vereinbart, durch den Preußen verhalten war, als vermittelnde Macht aufzutreten. An Napoleon sollte die Aufforderung gerichtet werden, die Entschädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des Deutschen Reiches, Hollands und der Schweiz sowie die Trennung der französischen und der italienischen Herrschaft zu gewährleisten. Ein Friedenskongreß hätte das Werk zu krönen. Würden diese Forderungen innerhalb vier Wochen von Napoleon nicht angenommen werden, dann mußte Preußen sofort mit 180000 Mann ins Feld rücken. Kaiser Alexander betrachtete die Überwindung des preußischen Kleinmuts als sein eigenes Verdienst und war stolz auf das Gelingen seiner Mission.[1]) Ohne eine theatralische Szene ging es allerdings nicht ab. In Gegenwart des Königspaares küßte der Zar den Sarg Friedrichs des Großen, um seinen Gefühlen wirkungsvoll Ausdruck zu verleihen.

Einen Monat vor der Schlacht bei Austerlitz hatte Preußen seine Dienste zur Verfügung gestellt. Graf Haugwitz wurde zu Napoleon gesandt, aber dieser schwachmütige Diplomat glaubte seinem Könige durch das Hinausschieben seiner Aufgabe angenehm zu werden. Er näherte sich dem Korsen erst nach der Katastrophe, um dann — ein preußisch-französisches Bündnis zustande zu bringen.

Ein Mann, eine Persönlichkeit von eigenartigem Reize kam nach dem Preßburger Frieden in den Vordergrund Österreichs. Graf Philipp Stadion, ein verdienstvoller Diplomat, wurde Minister des Äußern. Er zählte 43 Jahre, war also in der Vollkraft des Lebens und bereit, an der Aufrichtung seines Vaterlandes rüstig zu arbeiten. Ein stolzer, seines Adels wohlbewußter Aristokrat und doch voll feinen Verständnisses für das Nahen einer neuen Zeit, die aus den Völkern Mithelfer für den Diplomaten machte, während man sie früher bloß als gefügige Werkzeuge benützte. Graf Stadion besaß hervorragende Bildung, einen hellen Kopf und einen frischen

2) Adolf Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810. Leipzig 1877.

Sinn. Im Verkehr war er leutselig; er durchbrach die übliche Abgeschlossenheit und stellte Verbindungen her, die die Staatskanzlei den Massen und die Massen der Staatskanzlei näherrückten. Den Umgang mit schönen Frauen suchte Stadion gerne; fröhliche Gesellschaften verließ er bisweilen als letzter. Sein Hauswesen war nicht gut bestellt; aber mochte der Privatmann Stadion es nicht zu genau nehmen, den Staatsmann erfüllte hohe Moral. Und vor allem: Graf Stadion war ein deutscher Mann, ein treues Kind seines Volkes, der erste wirklich deutsche Minister des Äußern in Österreich. Kaunitz steckte zu tief in der französischen Philosophie, Thugut war seiner Bildung nach Franzose, Philipp Cobenzl schrieb seine Memoiren französisch, Ludwig Cobenzl sprach nur gebrochen deutsch und gefiel schon deshalb nicht dem Kaiser Franz, der sich mit Vorliebe gut wienerisch ausdrückte.

Graf Philipp Stadion war ein Erwecker. Von seiner Wirksamkeit als Minister des Äußern — vom Beginne des Jahres 1806 — ab datiert ein neuer kurzer Abschnitt im Dasein Österreichs: eine freundliche und lichtvolle Epoche, soweit es sich um die innere Entwicklung handelt.[1]) Stadion hatte manchen Zug mit dem Freiherrn vom Stein gemeinsam, ohne jedoch dessen Größe und Wucht, dessen aufwühlende Tatkraft und dessen umfassenden Schöpfungsdrang zu erreichen. Aber wie der geniale Reichsritter für Preußen wurde er für den Staat an der Donau der Bringer frischen Lebens. Dabei stieß der Minister auf nicht geringe Widerstände. Listige Ränkeschmiede, böswillige Einbläser, eitle Störenfriede hat es während all der Jahre gegeben, von denen wir bisher erzählten. Spaltungen, Parteiungen hielten die führenden Männer auseinander und flößten Feindschaft ein, wo Eintracht von Segen gewesen wäre. Man arbeitete nicht miteinander, man wühlte gegeneinander. Es wäre ein lockendes Beginnen, genau zu untersuchen, wie weit dieser Hader der Personen — selbst die Höchststehenden wurden von ihm erfaßt — Unheil stiftete. Denn nicht nur der heulende Krieg mit den Waffen, auch der stille Kampf auf den Hintertreppen und in verschwiegenen Kabinetten schlägt den Staaten Wunden. Dem leitenden Minister traten bald Schwierigkeiten hemmend entgegen, und der kluge Beobachter Erzherzog Johann klagte: „Stadion hat bis jetzt Österreich durch die stürmische Zeit glücklich durchgeführt; ich kenne ihn genau, er denkt so deutsch wie ich, er wünscht gewiß Österreich

1) Eduard Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts II. Leipzig 1890.

blühend, stark und Frankreich gedemütigt, aber er weiß wie jeder, daß man gerüstet sein müsse, um zu handeln. Soll dieser jetzt auch auf die Seite gesetzt werden? Und wer statt seiner? . . ." [1])

Napoleon war es gelungen, England, das er immer leidenschaftlicher haßte, zu isolieren, Preußen zu umgarnen, Rußland wieder an sich zu ziehen und Österreichs Kraft zu brechen. Jetzt konnte er seiner Machtsucht die Zügel schießen lassen. Das alte Römische Reich deutscher Nation sollte zertrümmert werden, die Erinnerung an Karolinger- und Staufenherrlichkeit und an andere Zeiten voll Glanz und Kraft ersterben. Aus Deutschland selbst erging die Aufforderung an den Korsen. Im April 1806 sandte des Reiches Erzkanzler ein Schreiben an Napoleon, das den Kaiser anrief, „die achtungswerte deutsche Nation" aus dem Elende „der politischen und religiösen Anarchie" zu erretten. So dachte Karl Theodor von Dalberg. Napoleon erfüllte wohl nicht die Bitte, aber er ließ sich den Ruf in seiner Art zu Herzen gehen. Am 16. Juli 1806 wurden im Hause des französischen Ministers Talleyrand 16 Originalurkunden unterzeichnet, durch die der Rheinbund sein Dasein erhielt. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt — um die wichtigsten Staaten zu nennen — vereinigten sich unter dem Protektorate Napoleons zu einem Bunde. In Frankfurt sollte eine Versammlung der Konföderation tagen. Der Rheinbund war im Grunde nichts weiter als eine große Napoleonische Präfektur; sein eigentlicher Zweck war die Aufbringung neuer Heere für die Kriege, die Frankreich für seine Weltherrschaft führte. [2]) Im ganzen wurden jährlich 63000 Mann zugestanden. Durch diese Neugestaltung hatte Kaiser Franz eigentlich schon die deutsche Kaiserkrone vom Haupte verloren, und Napoleon verlangte nun in aller Form Franzens Abdankung als Kaiser von Deutschland. Graf Philipp Stadion riet seinem Monarchen schon früher, freiwillig einem Amte zu entsagen, das im besten Falle nicht mehr bieten konnte als den Antrieb zur Selbsttäuschung. Kaiser Franz war jedoch nicht so leicht zu bewegen, sich in das Unvermeidliche zu schicken, und Napoleon mußte erst mit dem Säbel rasseln, ehe dies geschah. Der Kaiser der Franzosen setzte einen Zeitpunkt fest: bis zum 10. August sollte die Verzichtleistung zu seiner Kenntnis gelangt sein, sonst würde das Schlachtenglück ent-

1) Krones, Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration (1792—1816). Gotha 1886.

2) K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches II. Stuttgart 1911.

scheiden. Franz fügte sich also und legte am 6. August 1806 die inhaltlos gewordene Würde nieder. Des Reiches Scheindasein war beendet. Es verfiel nichts Reales, und doch: ein Teilchen von dem versank, was später so sehr die Sehnsucht des deutschen Volkes bildete. „Jawohl Deutschland", seufzte allerdings bereits vorher Johannes Müller, „wüßte ich nur, wo es liegt." . . .

Als der Krieg zwischen Frankreich und Preußen zur Wahrscheinlichkeit wurde, bemühte man sich in Berlin, die Gunst des Wiener Hofes zu erlangen. Aber der Grundzug der Stadionschen Erwägungen ging dahin, daß Österreich so lange als möglich jede Verwicklung vermeiden solle, um sich unterdessen zu kräftigen und für einen wohlvorbereiteten Schlag zu rüsten. Auch Napoleon warb um die Freundschaft des Kaisers Franz, der jedoch trotz der schwierigen Verhältnisse, dem Rate seines Ministers folgend, die Bündnisanerbietungen zurückwies. Österreich wollte als neutrale Macht die Ereignisse ihren Lauf nehmen lassen. Noch zweifelte zwar Franz, daß es überhaupt zu einem Kriege kommen werde, als die preußische Armee schon bei Jena und Auerstedt Friedrichs Erbe an Ruhm verwirkt hatte. Doch das Liebeswerben in Wien hielt an. König Friedrich Wilhelm III. und der mit ihm verbündete Zar Alexander ließen es sich ebenso wie Napoleon viele Mühe kosten, in der Hofburg werktätiges Interesse zu erwecken. Einen Augenblick mochte es allerdings scheinen, als würden Stadions deutscher Sinn und seine Neigung für Rußland des Ministers Entschließungen bestimmen, aber Erzherzog Carl, der die Schwäche der österreichischen Armee kannte, dämpfte den erwachenden Eifer. Napoleon verstärkte nun seine Bemühungen. Er hieß seinen Gesandten in Wien, durch großen Aufwand und Glanz zu blenden und die Gesellschaft der Stadt an sich zu fesseln. Weit wichtiger war freilich, daß er Österreich den Austausch von Galizien gegen Schlesien anbot. Der noch nicht ganz verschmerzte Verlust der wertvollen Provinz sollte gutgemacht werden. Aber Österreich lehnte standhaft ab und bewahrte seine Zurückhaltung. Im März 1807 wandte sich König Friedrich Wilhelm persönlich an Kaiser Franz, während gleichzeitig in Preußen die Männer von ihren Posten weichen mußten, die in Wien unbeliebt waren. Der Oberst von Knesebeck wurde in die Hofburg gesandt, um dort zur Waffenhilfe zu begeistern; auch andere Unterhändler kamen in Wien an. Wichtige Entscheidungen standen bevor. „Der jetzige Augenblick ist einer der heikelsten, die ich in meiner Regierung gehabt habe", sagte Kaiser Franz. Indes, Österreich beharrte bei seiner Neutralität, und

Knesebeck war froh, als er der alten Kaiserstadt den Rücken kehren konnte. Seine Bestrebungen waren ja vergeblich. Da kam der Sieg Napoleons bei Friedland und damit der Abschluß des Kampfes. Am 7. Juli 1807 schlossen Alexander und Napoleon den Frieden von Tilsit, und zwei Tage später wurden die Abmachungen des Korsen mit Friedrich Wilhelm III. getroffen. Preußen war ein Kleinstaat geworden; ungefähr die Hälfte seines Gebietes und seiner Bewohner hatte der aufstrebende Gegner Österreichs in der Maria-Theresianisch-Josefinischen Epoche nun abtreten müssen. Napoleons Ansehen und Einfluß stieg jetzt beträchtlich, und wer wollte dafür bürgen, daß dessen Ländergier das nächstemal nicht die Habsburg-Lothringer Monarchie zum Opfer erküren würde? In Wien fühlte man voll Ernst die Not, und man faßte den festen Vorsatz, alle Kräfte anzuspannen, um die eigene Widerstandsfähigkeit zu heben.[1])

Argwohn gab den folgenden Monaten ihr Merkmal. Doch noch einmal kamen sich die zwei Kaiserhöfe näher, wobei Österreich eine neue Erniedrigung erlitt. Napoleon beteuerte heuchlerisch seine Friedensliebe und zwang die Wiener Staatsmänner zu einem Übereinkommen, das verschiedene Streitfragen bereinigen sollte. So entstand am 10. Oktober 1807 der Vertrag von Fontainebleau, den Stadion einen Leoninischen Vertrag hieß. Als Grenze zwischen Österreich und dem Königreich Italien wurde der Talweg des Isonzo festgesetzt; Frankreich erhielt eine Verbindungslinie zwischen seinem italienischen Besitze und seinen Gebieten in Istrien und Dalmatien. „Der Friede von Preßburg" — klagte der Minister des Äußern in Wien — „wurde in der Absicht abgeschlossen, der Monarchie wenigstens ihre Unabhängigkeit zu sichern; binnen kurzem wird man jedoch erfahren, zu welchen Opfern sich Österreich entschließen mußte, um einzig und allein noch die Existenz zu retten, zu deren Verteidigung es kaum mehr die nötigen Kräfte besitzt."

Seit dem Preßburger Frieden entwickelte sich Napoleon erst zu dem Weltbezwinger, dessen titanenhafter Wille die Staaten und Völker wild aufscheuchte. Die Heiligkeit der Kronen zerfloß vor seiner Gier in nichts; er warf mit den Diademen der Macht um sich, als wären sie Jonglierkugeln. Hatte der Korse früher für seinen eigenen Thron gekämpft, so sorgte er nun hastig dafür, seiner Familie Königreiche zu Füßen zu legen. Jede frische Besitzergreifung und Rechts-

1) Eduard Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts II. Leipzig 1890.

veränderung brachte den europäischen Kabinetten Sorgen und Beschwernisse; viel Papier wurde beschrieben, denn man sträubte sich allemal ein wenig, um dann knirschend die Anerkennung zu gewähren. Am heftigsten erregte die Gemüter der Staatsmänner eine Tragikomödie, die Frankreichs Kaiser in Bayonne listig aufführte, um die Krone von Spanien für seinen Bruder Josef mit unblutiger Gewalttätigkeit zu erlangen. Aber siehe da: in den Gebirgstälern der Pyrenäenhalbinsel wagte ein schwaches Volk eine Gegenwehr, zu der sich die Mächtigen der Erde nur schwer entschließen konnten. Der Widerstand der Spanier — obwohl mehr für den Glauben als für das Vaterland begonnen — feuerte die Zagenden an und wirkte weithin als ein aneiferndes Beispiel. Noch schwelgte Napoleon im Herbste des Jahres 1808 im süßen Genusse seiner gewaltigen Macht, denn in Erfurt scharten sich fast alle deutschen Fürsten kriecherisch um ihn — Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm fehlten allerdings — und der herbeigeeilte Zar erneuerte das Bündnis mit dem Korsen. Doch in Österreich, wo die Wunde weiterblutete, die der Preßburger Friede gerissen hatte, fühlte man damals schon, daß jetzt oder nie die Zeit gekommen sei, um das Rad des Schicksals umzuwälzen und Napoleon, dem Spanien viel zu schaffen gab, ein donnerndes Halt zuzurufen....

In den letzten Jahren war im deutschen Geistesleben ein wundervoller Umschwung vor sich gegangen. Das nationale Empfinden wurde wach; nicht in allen Gauen zwar, aber genug kräftig, um sich Beachtung zu erzwingen. Dichter und Denker, die gestern noch Träumer waren, sehnten sich nach Taten und eiferten zu deren Vollbringung an. Napoleon galt nicht mehr als der Held des Jahrhunderts, sondern als ein Usurpator und Tyrann. Jedes Mittel schien im Kampfe gegen ihn gut zu sein, und Ernst Moritz Arndt meinte, daß man den Teufel selbst durch die Hölle besiegen müsse. Hinter der Begeisterung, in die man sich im Norden Deutschlands hineinschrieb und hineinsprach, blieb der Patriotismus nicht zurück, der in Österreich erwacht war. Wohl flackerte er nur im Kreise der deutschen Bewohner hell auf, aber diese repräsentierten vornehmlich den Staat. Von oben und unten wurden die Massen angefeuert. Die Erzherzöge Carl und Johann und auch andere kaiserliche Prinzen taten das Ihre; Stadion blieb nicht müßig; Gentz schrieb anspornende Artikel; Freiherr von Hormayr lehrte das Volk die Geschichte seines Vaterlandes lieben und bewundern. Junge Dichter stimmten ihre Leier, um ihr patriotische Lieder zu entlocken und freuten sich

des Taumels, der die Bewohner deutscher Städte ergriff. Die dritte Gemahlin des Kaisers Maria Ludovika — sie unterschrieb sich gerne als Luise — vereinigte Geist und Schönheit, und in ihrem zarten Körper lebte ein hoher Sinn für Großes. Anfänglich dem Frieden zugeneigt, beflügelte sie alle, die ihr nahekamen, als der Krieg unvermeidlich schien.[1]) Der Kaiser selbst blieb auch in dieser Epoche kühl wie immer; indes, sogar er, der jede Volksbewegung fürchtete, weil er zu sehr unter dem Eindrucke der französischen Revolution stand, die ihm seine Tante geraubt hatte, erbat sich vom Grafen Stadion ein Gutachten darüber, auf welche Weise die Massen durch Volksschriften beeinflußt werden könnten.[2])

Österreich litt unter der Unordnung, in die seine Finanzverhältnisse durch die vielen Kriege geraten waren; es seufzte ebenso unter den Folgen einer Handelskrise, die im Jahre 1808 zum Ausbruche kam. Trotzdem und alledem wurden mancherlei Neuerungen vorgenommen; nicht so viel freilich, wie vorgeschlagen und als notwendig bezeichnet worden waren. Erzherzog Carl bemühte sich redlich, die Armee geistig zu heben. Neben ihr schuf er ein Volksheer, indem er im Juni 1808 die Landwehr ins Leben rief, der alle wehrfähigen Männer zwischen 18 und 45 Jahren angehören sollten. Durch sie wollte man dem Berufsheere in Österreich 180000, in Ungarn 50000 Mann zuführen, dieses also um 34 % vermehren.[3]) So wurde die Bevölkerung aufs innigste mit dem Schicksale des Staates verknüpft, und wenn es nun zu einem ernsten Kampfe kommen würde, dann sollte dies nicht mehr ein Kabinettskrieg sein.

Graf Philipp Stadion riet, die Gewehre rasch zu laden und die günstigen Verhältnisse auszunützen. Dagegen wollte Erzherzog Carl auch jetzt noch den Frieden sichern. Österreich hielt natürlich nach Bundesgenossen Ausschau. Rußland war jedoch an Napoleon gekettet, ebenso Preußen, das sich dem Korsen zur Hilfeleistung verpflichtet hatte. England befand sich in einem mißlichen finanziellen Zustande und konnte keine ausreichende Hilfe verheißen. Es gab nur das vage Versprechen, nach Möglichkeit Unterstützungen zu leisten, wenn der Krieg ausbrechen sollte. Österreich war also ganz auf sich gestellt, und es wagte dennoch den Kampf, zu dem Graf

---

1) Eugen Guglia, Kaiserin Maria Ludovika. Wien 1894.

2) Adolf Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik (1801—1810). Leipzig 1877.

3) Strobl von Ravelsberg, Die Landwehr anno 1809. (Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen.) Wien 1909.

Stadion und der Botschafter in Paris, Graf Metternich, immer dringender rieten. Was dabei in Frage kam, was Österreich von dem Siege auf dem Schlachtfelde erhoffte, das besagte ein Schriftstück des Ministers des Äußern klipp und klar. Der Staat wollte „sich wieder auf den Punkt von innerer Stärke und Konsistenz bringen, auf dem man vor dem Preßburger Frieden gestanden". Und weiter: „Österreichs Wunsch ist, wenn es ihm gelingen sollte, das Tributärsystem Napoleons zu zerstören, jeden rechtmäßigen Eigentümer wieder in dem Besitze der ihm vor der Zeit der Usurpationen Napoleons zugehörigen Lande zu sehen. Dieser Grundsatz hat vor allem auf Spanien, dann in Italien auf den König von Neapel, den Papst, den König von Sardinien, in Deutschland auf den König von Preußen, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Braunschweig, den König von England in betreff Hannovers, dann auf das gegenwärtige Herzogtum Warschau zugunsten Preußens Bezug. Der Wiener Hof dehnt ihn auch auf diejenigen deutschen Fürsten aus, die er bei dem bevorstehenden Kriege als Feinde zu behandeln im Falle wäre, und deren Rückkehr in ihre geordneten Lande nach beendigtem Kriege, er — mit einigen Bedingungen nach Maßgabe des von ihnen eingehaltenen Betragens — im voraus zu versichern bereit ist."

Eine reife Frucht fällt von selbst vom Baume. Der Kampf gegen Napoleon begann eben, weil alles für ihn vorbereitet war und weil die Zeitverhältnisse zum Losgehen einluden. Erzherzog Ferdinand wurde beauftragt, im Norden zu operieren und gegen das Herzogtum Warschau vorzudringen. Dem Erzherzog Johann fiel die Aufgabe zu, in Italien einzufallen, und Erzherzog Carl übernahm — nicht ohne Beklemmung — als Generalissimus die Führung der Armee in Deutschland. Am 9. April 1809 standen ungefähr 120 000 Österreicher am Inn, bereit, den Übergang zu vollziehen; die Kriegstragödie nahm ihren Anfang. Proklamationen von einer bisher nicht gekannten Kühnheit und Erhebungskraft wurden erlassen, die der Feder des geistreichen und stilgewandten Gentz alle Ehre machten. „Auf Euch, meine teuern Waffengefährten" — hieß es im berühmten Armeebefehle des Erzherzogs Carl vom 6. April — „ruhen die Augen der Welt und aller, die noch Sinn für nationale Ehre und Nationaleigentum haben. Ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden. Ihr werdet nie für fremde Interessen und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsverteidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremd-

ling zu bahnen! Auf Euch wartet ein schöneres Los: Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; Eure Siege werden die Fesseln lösen — und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung. Ihr gehet in einen rechtlichen Kampf, sonst stünde ich nicht an Eurer Spitze..." Österreichs Mut wirkte auf viele Deutsche zündend. Heinrich von Kleist schrieb schon im März sein Jubelgedicht an Kaiser Franz:

„O Herr, du trittst der Welt ein Retter
Dem Mordgeist in die Bahn,
Und wie der Sohn der duft'gen Erde
Nur sank, damit er stärker werde,
Fällst du von neu'm ihn an.

Das kommt aus keines Menschen Busen,
Auch aus dem deinen nicht;
Das hat, dem ew'gen Licht entsprossen,
Ein Gott dir in die Brust gegossen,
Den unsre Not besticht.

O sei getrost! In Klüften irgend
Wächst dir ein Marmelstein;
Und müßtest du im Kampf auch enden,
So wird's ein anderer vollenden
Und dem der Lorbeer sein!"

Bald fiel ein Wermutstropfen in den Freudenbecher. Erzherzog Carl, der in Bayern den französischen Truppen gegenüberstand, unterließ die hoffnungsvolle Ausnützung von taktischen Fehlern, die Napoleons Generalstabschef Berthier beging. Der Augenblick des Glücks war versäumt. Schon nahte der Kaiser der Franzosen mit Windesschnelle aus Paris, vier Tage und vier Nächte jagte er durch das Land. Als er auf dem Kriegsschauplatze ankam, ließ er sich über das Vorgehen der Österreicher Bericht erstatten und wollte nicht glauben, daß das wahr sei, was ihm mitgeteilt wurde. Doch die Meldung bestätigte sich, und der Korse rief seelenfroh aus: „In einem Monat sind wir in Wien!" Er irrte sich, es dauerte nicht so lange. Erzherzog Carl, der in Bayern in vier Treffen geschlagen wurde, trat den Rückzug an. Sein Pessimismus gewann wieder die Vorherrschaft, und der Feldherr riet dem Kaiser zu einem raschen Frieden. Ähnliche Ratschläge drangen auch von anderer Seite auf Franz ein, aber Graf Stadion wollte von schwächlicher Nachgiebigkeit nichts hören und festigte den schwankenden Herrscher. In seiner seelischen Bedrängnis hatte sich Erzherzog Carl so weit verstiegen, an Napoleon ein unterwürfiges Schreiben abzusenden, das grell von dem schwungvollen Armeebefehle abstach, der des Feldherrn Namen trug. Lautete doch eine Stelle in dem Briefe: „Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu

kämpfen und halte mich gleichmäßig beehrt, den Degen oder den Ölzweig in der Hand Eurer Majestät zu finden."

Zum zweiten Male zog Napoleon in Wien ein. Am 13. Mai 1809 ließ er sich wieder in dem Lieblingsschlosse der Kaiserin Maria Theresia nieder. Diesmal hatten die Wiener nicht mehr kaltsinnig die Tore der Stadt geöffnet, sondern zum Widerstande gerüstet. Aber die Kanonen der Franzosen stifteten zu viel Unheil und entmutigten schnell die früher Mutvollen. Die wankelmütige Stimmung dieser Tage hat Grillparzer in seiner Selbstbiographie geschildert — er verwechselte dabei allerdings den Preßburger und den Schönbrunner Frieden — und Arthur Schnitzlers „junger Medardus" läßt den jähen Wandel vom himmelhohen Jauchzen zu tiefer Betrübnis auf der Bühne aufleben.

Unauslöschlich steht das nächste kriegerische Ereignis in der Geschichte Österreichs; glanzvoll ist das zweitägige Ringen der Schlacht bei Aspern — vom 21. und 22. Mai — in den Heldenbüchern verzeichnet. Erzherzog Carl bereitete Napoleon in diesem denkwürdigen Kampfe die erste wuchtige Niederlage, und der Zauber der Unüberwindlichkeit war dahin. Nun ließ der Generalissimus jedoch Wochen der Untätigkeit verstreichen, während Napoleon alle Anstrengung machte, Nachschübe heranzuziehen und sich für den nächsten Ringkampf erfolgreich vorzubereiten. „Der Kaiser der Franzosen und ich, wir beobachten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der andere benutzen kann, und ergänzen unterdessen unsere Verluste", meinte der österreichische Feldherr in einem Briefe. Napoleon hütete sich, einen Fehler zu begehen. Welche Motive konnten aber den Erzherzog veranlassen, nach dem gewaltigen Kraftaufwand vom 21. und 22. Mai in trübe Apathie zu versinken? Einmal war die Armee geschwächt; sie hatte ein Viertel ihres Standes eingebüßt, und so lag die Auffrischung nahe. Dann hinderte die angeschwollene Donau die Verfolgung des Kaisers der Franzosen [1]), und schließlich trug Carl auch in diesen Tagen wie stets Sehnsucht nach dem Frieden, nach der Beendigung der vielen Opfer. Überdies mochte er sich der trügerischen Erwartung hingegeben haben, Preußen werde sich an den weiteren Aktionen beteiligen. Graf Stadion hatte ja einen Abgesandten an den Hof nach Königsberg geschickt, um König Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen. Nicht wenige Männer traten damals in Preußen für die Teilnahme an dem Kriege

1) Oskar Criste, Erzherzog Carl.

ein, und Graf Finkenstein ließ sogar in einem Gespräche mit seinem Herrscher die Worte fallen: „Welch ein Moment für uns, wenn sich Eure Majestät jetzt für Österreich erklären. Ein günstigerer Augenblick kann nie wiederkehren.“ Leider waren Stadions Versuche von keinem Erfolge gekrönt, so daß Kaiser Franz weiter nur mit den eigenen Mitteln rechnen durfte.

Mitte Juni wurde Erzherzog Johann, der sich in Italien wacker gehalten hatte, bei Raab geschlagen. Der 6. Juli zerstörte dann die großen Hoffnungen Österreichs, denn die Schlacht bei Wagram endete mit einem Siege Napoleons und stellte seinen Ruhm wieder her. Erzherzog Carl, der bei Wagram einer ziffernmäßigen Übermacht gegenüberstand, zog sich nach Znaim zurück. Am 11. Juli ließ er aus eigenem Antriebe im Hauptquartier des Kaisers der Franzosen um einen Waffenstillstand ersuchen, den der Korse gerne bewilligte. Nur knüpfte der Unersättliche an seine Zustimmung unter anderm die Bedingung, daß Tirol und Vorarlberg geräumt werden müßten.

Kaiser Franz war mit dem Verhalten seines Bruders sehr unzufrieden und wollte die Bestätigung des Waffenstillstandes fast verweigern. Die Erschöpfung der Armee und der Hilfsmittel machte es aber ratsam, das Geschehene gutzuheißen, wobei der Monarch mit heftigen Vorwürfen gegen Carl nicht kargte. Zwischen dem Herrscher und seinem Generalissimus entstand eine leidvolle Entfremdung, und Erzherzog Carl, der gefeierte Sieger von Aspern, entsagte der beschwernisreichen Würde des Oberkommandanten. Die Mißstimmung des Kaisers war mutmaßlich nicht zuletzt durch den gleichgültigen Verzicht auf die Bergländer Tirol und Vorarlberg hervorgerufen worden.

Die Bauern in diesen zwei Provinzen hatten das anfeuernde Beispiel der Spanier nachgeahmt und sich gegen die von Napoleon aufgezwungene Fremdherrschaft der Bayern tapfer erhoben. Zwar spielten religiöse Beharrlichkeit und wirtschaftliche Kümmernisse bei der Gemütserregung der wetterharten Bauern keine kleine Rolle — Josef Hirn[1]) hat die Zusammenhänge mit lobenswerter Sachlichkeit klargelegt —, aber deshalb verliert der Volkskrieg in Tirol und Vorarlberg weder an Weihe noch an Zauber. Die trotzigen Krieger verdienten die schönen Denkmäler, die ihnen im dankbaren Lande und in den Büchern der deutschen Poesie und Geschichte begei-

1) Josef Hirn, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Innsbruck 1909.

siert errichtet wurden. Von Wien aus war die Bewegung nicht nur eingeleitet und Andreas Hofer, der Wirt vom Passeier, mit seinen Genossen aufgemuntert worden, vom kaiserlichen Hofe erhielt sie auch fortwährend starke Anregungen. Erzherzog Johann bildete die Seele des mutigen Aufstandes, und selbst der Kaiser ließ es nicht an Anerkennung fehlen, die den Bauern, deren Verlangen nach der Rückkehr der österreichischen Herrschaft ging, Stolz und Zuversicht einflößte. Sollte das Blut in den Gebirgsschluchten und Tälern und auf dem Berge Isel nutzlos geflossen sein? Franz, der die Streitaxt nicht endgültig zu begraben gedachte, der vor Napoleon noch nicht weichen wollte und den Waffenstillstand bloß als Mittel zur Sammlung der Kräfte betrachtete, zählte bei seinen Plänen auf die Volkskrieger. Sie bildeten einen ansehnlichen Posten in seinem Kalküle, und er war ergrimmt, weil sein Bruder sich diesen wegzustreichen erlaubte. Die Tiroler glaubten freilich nicht an die Kunde von der Waffenruhe; sie führten ihre Sache hartnäckig fort, bis sie schließlich die traurige Wahrheit erkennen lernten und von der Übermacht Napoleons gezwungen wurden, sich dem Gebote des Unerbittlichen zu fügen.

In der Umgebung des Kaisers Franz traten nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes die widerspruchsvollsten Einflüsse zutage. Es gab eine unermüdliche Kriegspartei und nicht wenige tätige Befürworter des Friedens. Der Monarch schwankte zwischen Entschlossenheit und Schwäche, und alle Maßnahmen entbehrten in den nächsten Wochen der Einheitlichkeit und Gradlinigkeit. Graf Philipp Stadion verließ die Stätte der Entscheidungen, als die Friedensunterhandlungen in Gang kamen, denn er konnte sich an den trüben Gedanken nicht gewöhnen, daß Österreichs Niederlage besiegelt sei. Im Oktober wurde der Minister des Äußern seines Amtes enthoben: nicht nur der verdiente Mann, auch seine Politik war unterlegen. Ein anderes Gestirn blitzte am Himmel auf: Metternich, der nun auf der Seite der Friedensfreunde stand, gewann das Ohr des Monarchen.

Napoleon gab nach einigem polternden Widerstreben die Einwilligung zu Verhandlungen mit Österreich und wünschte Metternich als Unterhändler. So nahm der Friedenskongreß in Ungarisch-Altenburg seinen Anfang, bei dem Kaiser Franz durch Metternich und Nugent und Napoleon durch Champagny vertreten waren. Was sich in dem ungarischen Städtchen abspielte, mutet sonderbar genug an. Die Bevollmächtigten vertrödelten die Zeit,

ohne sich irgendwie näherzukommen. „Wir haben uns" — meinte ironisch Metternich — „nur noch zu versammeln, damit unser Protokoll der Nachwelt zu erkennen gebe, die Bevollmächtigten haben sich diesen und diesen Tag versammelt, und daß die Sitzung, da man sich nichts zu sagen hatte, aufgehoben wurde." Eigentlich hätte es sehr viel Stoff für eingehende Auseinandersetzungen gegeben, weil nichts Geringeres als die Ordnung der Beziehungen der zwei Kaiserstaaten in Frage stand. Napoleon jedoch befolgte die Taktik, Zeit zu gewinnen, und darum wich sein Vertrauensmann der sachlichen Arbeit aus. Die Diplomaten beschränkten sich also auf den Austausch von Schriftstücken und führten nebstbei geistreiche Unterhaltungen, die ihrem Esprit ein gutes Zeugnis gaben. Aber für den Frieden geschah nichts.[1])

Während der Kongreß in Ungarisch-Altenburg nutzlos tagte, stieg die Kampfeslust am Hoflager des Kaisers Franz, das sich in der Nähe des Kongreßortes befand. Die Beziehungen zum Auslande schienen sich etwas besser zu gestalten. Der König von Preußen hatte wieder den Oberst Knesebeck nach Österreich gesandt und mit der Vollmacht ausgestattet, einen Vertrag abzuschließen, Englands Kriegsunternehmungen boten günstigere Aussichten; man dachte sogar bei Rußland Unterstützung zu finden. Aber die Verhandlungen mit Knesebeck nahmen nicht den erhofften Lauf. Preußen verlangte, daß ihm nach einem glücklichen Kriege die gleiche Stellung wie Österreich in Deutschland zuteil werde, und Kaiser Franz huldigte wohl der

1) Im Jahre 1809 sprach sich Napoleon wiederholt heftig über Kaiser Franz aus. Mehrmals drohte er, den Monarchen vom Throne zu stürzen, um einen seiner Brüder — den Erzherzog Ferdinand oder den Erzherzog Carl — mit dem kaiserlichen Purpur zu bekleiden. Als der Korse wieder einmal ungestüm verlangte, daß Kaiser Franz abdanken möge, spielten sich die Ereignisse folgendermaßen ab: Erzherzog Carl — den Napoleon diesmal für die Nachfolge ins Auge gefaßt hatte — schrieb an den Kaiser der Franzosen, er wünsche für seine Person nichts, und Napoleon könne ihm sein Wohlwollen nicht besser beweisen, als wenn er dem rechtmäßigen Monarchen alles biete, was er für den Fall eines Thronwechsels angekündigt habe. Dennoch fand eine Konferenz statt, an der Kaiser Franz, Erzherzog Carl und Graf Stadion teilnahmen. Franz war erschüttert, niedergeschlagen und bereit, alles aufzugeben. „Wohlan," sprach er, „wenn Gott es so will, so sei es. Ich ziehe mich zurück. Das Schloß Laxenburg wird er mir doch lassen?" Da erhob sich der Erzherzog Carl und mahnte den Kaiser, sich selbst nicht aufzugeben, bis zum letzten Augenblicke zu kämpfen und zu siegen oder würdig und unverzagt zu fallen. Und das wurde auch beschlossen. (Tagebücher des Freiherrn Carl Friedrich Kübeck von Kübau. I, 2. Wien 1909.)

Meinung, daß ein Frieden mit Napoleon einer Rettung durch Preußen vorzuziehen sei — eine Erwägung, wie sie ein halbes Jahrhundert später in ähnlicher Weise wiederholt wurde. Da auch die andern optimistischen Annahmen in nichts zerstoben, entschloß sich Österreichs Herrscher nochmals, nachdrücklich auf die Herstellung eines Einvernehmens mit Napoleon hinzuarbeiten. General Bubna wurde beauftragt, mit Napoleon unmittelbar in Fühlung zu treten, und nach kurzer Zeit vereinbarte man, den Friedenskongreß in Ungarisch-Altenburg eines sanften Todes sterben zu lassen und in Wien zu verhandeln.

Fürst Johann Liechtenstein und Bubna erhielten die undankbare Aufgabe, Napoleons Herz zu erweichen und das harte Los, das Österreich bevorstand, etwas zu mildern. Über die Gebietsabtretungen vermochte man sich in Schönbrunn leichter zu verständigen als über die Kriegsentschädigung, um deren Höhe zähe gefeilscht wurde. Nachrichten, die aus Frankreich eintrafen, und der Anschlag auf den Korsen, den der deutsche Pastorssohn Staps in nationaler Schwärmerei versuchte, erzeugten in Napoleon den lebhaften Wunsch, rasch nach Paris zurückzukehren. Er ermäßigte die verlangte Kriegskontribution von 100 Millionen auf 75 Millionen, aber Champagny, der ruhiges Blut bewahrte, bestand auf 85 Millionen. Fürst Johann Liechtenstein hatte von seinem Kaiser bloß die Erlaubnis erhalten, in die Zahlung von 30 Millionen einzuwilligen. Trotz dieser Beschränkung ließ er sich, nachdem er die ganze Nacht vom 13. auf den 14. Oktober erfolglos bemüht war, den französischen Unterhändler zur Nachgiebigkeit zu bewegen, um 5 Uhr morgens herbei, den ihm aufgezwungenen drückenden Friedensvertrag zu unterschreiben. Er behielt sich jedoch die nachträgliche Genehmigung durch den Monarchen vor. Indes, Napoleon eilte und kümmerte sich aus diesem Grunde nicht um Formalitäten. Am Morgen des 14. Oktobers 1809 verkündeten den Wienern Kanonenschüsse, daß der Friede zu Schönbrunn geschlossen sei und daß die Besetzung durch die Franzosen ein Ende nehmen werde. Liechtenstein war durch diese Überrumpelung bestürzt; er wollte bei Napoleon Vorstellungen erheben, aber der Kaiser hatte bereits Wien verlassen.

Traurig war das Schicksal Österreichs, 2000 Quadratmeilen Landes mit über 3 Millionen Einwohnern gingen neuerdings verloren. Nahezu jede Provinz erlitt eine Verkleinerung. Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel in Oberösterreich mußten an Mitglieder des Rheinbundes abgetreten werden. Die Grafschaft

Görz, Triest und Umgebung, Krain und der Villacher Kreis in Kärnten sowie alle auf dem rechten Ufer der Save befindlichen Landstriche, Fiume und Istrien wurden von Österreich losgerissen; Sachsen erhielt einige böhmische Landstriche; an das Herzogtum Warschau fielen ganz Westgalizien, die Stadt Krakau und ihre Umgebung; Rußland erhielt als Beute die östlichen Teile von Altgalizien. Tirol und Vorarlberg blieben unter der Fremdherrschaft; für die Volkskrieger wurde nur Verzeihung erwirkt. Geheime Artikel setzten fest, daß Österreichs Armee bloß 150000 Mann zählen dürfe und regelten die Abzahlung der Kriegsentschädigung von 85 Millionen.

Tiefe Niedergeschlagenheit ergriff die Gemüter. Ein Jahr, das so verheißungsvoll begonnen hatte, in dem die Augen der Welt zuerst staunend auf Österreich gerichtet waren, endete mit grausamen Enttäuschungen. Der vom Meere ganz abgeschnittene Staat, dessen Stellung als Großmacht vernichtet schien, erlebte eine qualvolle Demütigung, eine Niederlage, die diesmal das Volk stärker traf als jemals früher.

B. Napoleons Niederlage.

Friedrich der Große wies die Beglückwünschungen zum Ende des Siebenjährigen Krieges, dessen letzter Tag der schönste seines Lebens sein müsse, mit den dumpfen Worten zurück: „Der schönste Tag des Lebens ist der, an dem man es verläßt." So sprach der gekrönte Philosoph wohl unter dem Einflusse trübseliger Anwandlungen. Die schönste Stunde im Dasein ist sicherlich die, in der einen das Empfinden durchdringt, seine Persönlichkeit ganz zur Geltung gebracht und die Pläne des arbeitenden Hirns durchgeführt zu haben. Graf — später Fürst — Clemens Wenzel Lothar Metternich durfte sich dem süßen Gefühle hingeben, daß es ihm gelungen war, einen ganzen Geschichtsabschnitt nach seinen Idealen zu gestalten. Schon zu seinen Lebzeiten wurden die Jahre, in denen er in der österreichischen Staatskanzlei erst als rüstiger Lenker und zuletzt als müder, blasierter Steuermann wirkte, nach seinem Namen benannt. Fast vier Jahrzehnte leitete Metternich die äußere Politik Österreichs; unter zwei Kaisern war er der mächtigste Mann im Reiche, gleichsam der Mittelpunkt. Die innere Verwaltung des Staates hat Franz zwar hauptsächlich nach seinem Gutdünken geregelt, aber er unterließ es bei folgenschweren Entschlüssen nie, den Rat seines Kanzlers einzuholen. Versuchen wir, uns mit dem Wesen des mächtigen Mannes vertraut zu machen, der im August 1809 zum Staats-

und Konferenzminister und zwei Monate nachher — am 8. Oktober — zum Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde.

Metternich gehörte einem alten rheinischen Adelsgeschlechte an. Der Vater Franz Georg trat kurze Zeit nach der Geburt seines berühmten Kindes in den österreichischen Staatsdienst, aber Clemens lernte das Land, das ihm so hohe Stellungen bieten sollte, erst im 20. Lebensjahre kennen. 1773 in Coblenz geboren, studierte er an den Universitäten Straßburg und Mainz. Der junge Mann besaß für den öffentlichen Dienst wenig Neigung und hätte es vorgezogen, sich der Pflege der Wissenschaften zu widmen. Geologie, Chemie, Physik und nicht zuletzt die ärztliche Kunst lockten ihn mehr als die Tätigkeit geschmeidiger Diplomaten. Aber niemand entgeht seinem Schicksale, und so traf denn Metternich der Ruf, ein Beamter des Kaisers Franz zu werden. Er durfte zwischen dem Posten eines diplomatischen Vertreters in Dresden oder Kopenhagen und der bequemen Stelle des Abgesandten von Böhmen beim deutschen Reichstage wählen. In seiner Selbstbiographie[1]) erzählt der Staatskanzler, daß er dem Herrscher offenherzig bekannt habe, er fürchte, in eine Sphäre treten zu müssen, für die er sich nicht geeignet halte. Er wolle sich jedoch den Befehlen des Kaisers nicht entziehen, falls der Herrscher dennoch den Versuch zu wagen gedenke. Lächelnd erwiderte Franz: „Wer solche Furcht hegt, ist nicht der Gefahr ausgesetzt, den öffentlichen Dienst zu schädigen; ich verspreche Ihnen übrigens, der erste zu sein, der Sie aufmerksam macht, wenn Sie sich auf falschem Wege befinden.“ Metternich entschloß sich, nach Dresden zu gehen, und er wurde im Februar 1801 zum Gesandten am kursächsischen Hofe bestellt. Zwei Jahre später erhielt Metternich seine Ernennung zum Gesandten in Berlin, und im Mai 1806 erging der ehrende Auftrag an ihn, Österreich am Hofe Napoleons zu vertreten. Als er damals durch Straßburg kam, besuchte ihn sein Fechtmeister aus der Universitätszeit. „Ist's nicht ein seltsames Geschick“ — sagte der Biedere —, „das mich berufen hat, Ihnen Fechtlektionen zu geben, kurz nachdem ich solche Napoleon erteilte (der in Straßburg als Artillerieoffizier diente). Ich hoffe, daß meine Schüler, der Kaiser der Franzosen und der österreichische Botschafter in Paris, nicht auf den Einfall geraten werden, sich miteinander zu schlagen.“ Ganz ohne Zusammenstöße konnte es immerhin nicht

1) „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren“ I. Wien 1880.

abgehen, schon weil Napoleon mit Zornesausbrüchen nicht zurückhielt und Metternich nicht der Mann war, sich allzu vieles bieten zu lassen. Einmal — es war der 15. August 1808, der Geburtstag des Korsen — glaubte Napoleon bei einem allgemeinen glänzenden Empfange der Diplomaten den Vertreter Österreichs wegen der Rüstungen, die der Staat damals betrieb, heftig zur Rede stellen zu sollen. „Was will denn Ihr Kaiser?" schrie der französische Cäsar. „Er will, daß Sie seinen Botschafter respektieren", antwortete Metternich geistesgegenwärtig und gelassen. Der Krieg zwischen den zwei Kaiserreichen, zu dem Österreichs Botschafter in Paris rastlos drängte, bereitete der Wirksamkeit in Frankreich einen jähen Abschluß. Nicht zum Nachteile des gewandten Diplomaten, den das Glück jetzt um einige Stufen höher trieb.

Drei wichtige Gaben hatte Metternich für seinen Lebensweg empfangen. Er war ein schöner Mann, und noch mehr, ein eleganter Gesellschaftsmensch, dem die Frauen nicht abhold sein konnten. Clemens hat — darin seinem Vater nicht unähnlich — viel geliebt und viel Liebe gefunden, und dies in einer Zeit, in der der Einfluß hochstehender Damen Außerordentliches vermochte. Frauengunst half dem jungen Metternich auch in die Höhe und erleichterte dem Emporgekommenen bisweilen die Durchführung seiner Absichten. Nicht nur auf das weibliche Geschlecht, selbst auf Männer machte der Begnadete einen tiefen Eindruck, den man versteht, wenn man die Porträts des Staatsmannes ansieht. Ein feines, edel geschnittenes, längliches Gesicht mit einer sanft gebogenen Nase wurde von üppigem, blondem Haar umrahmt, das in den Jahren der Jugend bis zu den Schultern herabreichte. Schwärmerische blaue Augen belebten den Kopf, der auf einem schlanken, biegsamen Körper saß. Rote sinnliche Lippen, denen die Worte mit einschmeichelndem Klange entströmten, ergänzten das harmonische Bild. Nicht weniger als die äußere Erscheinung hat die leichte Anpassungsfähigkeit, mit der Metternich ausgestattet war, seine Entwicklung gefördert, zumal da sie sich mit der Gabe raschen, scharfen Erfassens in verwickelten Situationen vereinte. Auch besaß der junge Diplomat eine genügende Menge von Selbstbewußtsein, ohne die der Vertreter eines Staates das Feld nicht behaupten kann. Bei Metternich wuchs sich das Selbstbewußtsein freilich allmählich zum Dünkel, zur Selbstberäucherung aus.

Seine Familie wurde von dem exklusiven Hochadel in Wien am Anfange mit scheelen Augen angesehen. Aber Clemens' kluge Eltern

brachten die Vermählung ihres hoffnungsvollen Sohnes mit einer Enkelin des Staatskanzlers Kaunitz zustande. Dadurch wurde die gesellschaftliche Lage des jungen Mannes gebessert; er gehörte nun unbestritten zu den Spitzen der Gesellschaft und war von dem Bewußtsein seiner glücklichen Stellung ganz erfüllt. Ihm wurde der kleine Kreis der stolzen Aristokratie zu seiner Welt, in der er sich wohlfühlte und aus der er geistig nicht herauswuchs. Den Massen des Volkes blieb er ferne; er behandelte sie, als wären sie dazu geschaffen, von hochgeborenen Herren gelenkt und beherrscht zu werden. Ebenso kühl verhielt sich Metternich gegenüber dem Bürgerstande. Die Geldaristokratie ließ er allenfalls noch gelten, das heißt, er gebrauchte sie für seine Zwecke. Dagegen traute er den Intellektuellen nicht; sie schienen ihm gefährlich zu sein und der scharfen Aufsicht zu bedürfen. So hielt er es wenigstens in den letzten Jahrzehnten seiner staatsmännischen Tätigkeit. Aber es wäre ein Irrtum, wollte man annehmen, daß der belesene Minister die Geistesarbeit gering achtete und darin andern österreichischen Staatsmännern glich, von denen Erzherzog Carl klagte, daß sie während Jahrzehnte keine Bücher in die Hand genommen hätten. Metternich suchte vielmehr ausgezeichnete Männer der Wissenschaft und der Feder in seine Nähe zu ziehen, sie in den Sold Österreichs zu nehmen, wobei jedoch als Vorbedingung galt, daß sie sich den Staatsmaximen unterordnen und daß sie ihre eigene Meinung knechtisch preisgeben würden. In einzelnen Fällen gelang der Seelenkauf, während er — rühmend darf man es verzeichnen — bei nicht wenigen Persönlichkeiten fehlschlug.

Metternich wuchs in einer Zeit heran, in der die Kunst des Lebensgenusses sorgfältig gepflegt wurde. Er selbst war ein Grandseigneur, der mehr Geld verbrauchte, als sein Vermögen und sein Amt abwarfen. Große Zuschüsse, die ihm von ausländischen Herrschern gewährt wurden, verscheuchten ihm die materiellen Sorgen und gestatteten ihm, nach seiner Art zu genießen.[1]) Die Umwelt, in der seine Tage verflossen, schilderte er selbst einmal in einem vertraulichen Briefe.[2]) „Sie können sich keinen Begriff machen, wie schön meine Gemächer sind, wenn die Sonne hineinscheint. Die Räume liegen gegen Süden, sind daher freundlich und warm. Meine Möbel kann ich kaum vor den Sonnenstrahlen retten. Ich habe eine geräumige Antichambre, einen großen Saal, worin die Leute, die mich zu

1) Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich I. Prag 1860.
2) „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren" III. Wien 1881.

sprechen wünschen, warten; daran stößt meine Bibliothek, ein herrliches Gemach. Es enthält in seiner ganzen Höhe nur Bücher in schönen offenen Mahagonischränken. Da der Bibliothekssaal etwa 18 Schuh hoch ist, so faßt meine Bibliothek nahezu 15000 Bände, ohne danach auszusehen. Mitten im Saale steht die schöne Venus von Canova, deren Piedestal ein rundes Kanapee umgibt. Dann kommt mein Arbeitskabinett, ein schönes, großes Zimmer mit drei Fenstern; darin stehen drei große Schreibtische, weil ich gerne den Platz wechsle und es nicht liebe, gestört zu werden, wenn ich bei mir jemand anderen schreiben lasse. Dieses Kabinett ist voll von Kunstwerken, Bildern, Büsten, Bronzearbeiten, einigen astronomischen Stehuhren und allerhand Instrumenten. Denn die seltenen Stunden der Muße weihe ich gerne den Wissenschaften; es sind zwar Stunden, die für das Geschäft verloren gehen, aber fürs Leben sind sie ein Gewinn. Auf dem großen Tische meines Schlafzimmers liegen viele Kartons mit Kupferstichen, Landkarten und Zeichnungen; ferner besitze ich eine hübsche Anzahl von Kunstsammlungen, die unter Glas sind. Oftmals ergötze ich mich an der Zerstreutheit der Fremden, die ihr Besuch in diese abwechslungsreiche Fülle der Umgebung bringt. In diesem Hort verbringe ich sieben Achtel meiner Existenz. Warum sollte ich mich da nicht mit all diesen mir teuren Gegenständen umgeben? Ich bewohne ungern kleine Gemächer, besonders ungern arbeite ich darin. Im engen Raume schrumpft der Geist zusammen, die Gedanken verschließen sich, und sogar das Herz welkt ab...." So war der Staatskanzler, so sah es in der Staatskanzlei aus.

In seinen Jünglingsjahren verabscheute Metternich die Revolution. Durch eine anonyme Schrift suchte er sogar für eine allgemeine Bewaffnung des deutschen Volkes[1]) — für ein Volksheer — Stimmung zu machen; doch sollten die Waffen nicht „der dem Staate zu allen Zeiten so gefährlichen Klasse der Unbeschäftigten, der nichts besitzenden und fast stets zum Aufstande bereiten Menschen" anvertraut werden. Mit diesem Massenaufgebote meinte Metternich den französischen Jakobinern den Todesstoß versetzen zu können. Als dann der kleine Korse zum großen Napoleon wurde, begleitete Metternichs Haß den Aufstieg. Der österreichische Diplomat verabscheute aber nicht den Zwingherrn, sondern den pietätlosen Vernichter der alten Überlieferungen. Nach dem Sturze des Titanen fand sich Metternich immer mehr in die Rolle eines Nachtwächters hin-

1) „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren" I. Wien 1880.

ein, der in althergebrachter Weise für Ruhe und Ordnung sorgte — solange der Tag nicht anbrach. In der äußeren Politik sprach man von der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes und von der Wahrung des Legitimitätsprinzips; in Deutschland und Österreich behauptete man, den Staat vor dem bösen Radikalismus schützen zu müssen. Doch das war kein Konservativismus, der weise und weitherzig Gutes erhalten wollte, sondern ein System — Metternich redete von einem „Weltsystem" —, das die österreichische und deutsche Revolution mit Naturnotwendigkeit heraufbeschwor. . . .

Wertvoller Provinzen beraubt, um seine achtunggebietende Größe gebracht, mit dem Kummer einer herben Enttäuschung beladen, in seiner wirtschaftlichen Entwicklung grausam geschädigt, in seinen finanziellen Kräften völlig erschöpft, in Europa vereinsamt, rings von Napoleons eigenen Provinzen oder Verbündeten umgeben: in diesem trostlosen Zustande fand Metternich das arme Österreich vor, als er nach der sturmbewegten Zeit des Krieges seine Tätigkeit in dem edel geformten Palais auf dem Wiener Ballhausplatze aufnahm. Tastend, vorsichtig zunächst! Schon am Beginne der Laufbahn des Ministers besprach man das „Finessieren", mit dem sich der Staatsmann behalf.[1]) Von der Begeisterung eines Grafen Stadion besaß er nichts. Metternich wandte seine volle Aufmerksamkeit vor allem der Notwendigkeit zu, den Staat von seiner Isolierung zu erlösen.

Die Vereinsamung Österreichs währte auch nur kurze Zeit. Napoleons erste Ehe war kinderlos geblieben, und der Kaiser der Franzosen mußte ernstlich daran denken, dem zum Weltreiche gewordenen Frankreich einen Thronerben zu bieten. Schon im Jahre 1807 hatte Metternich von Paris aus berichtet, daß der Korse an die Auflösung seiner Ehe schreiten wolle und die Vermählung mit einer russischen Großfürstin ins Auge fasse. Die Gerüchte verstummten nicht ganz; jetzt wurden sie jedoch zur Tatsache. Zuerst wurde in St. Petersburg angeklopft und um die fünfzehnjährige Großfürstin Anna geworben. Der Zar zögerte jedoch mit der Einwilligung und suchte die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben. Napoleon scheint schon während der Friedensverhandlungen mit Österreich den Plan gefaßt zu haben, eine Verbindung seiner Familie mit dem

1) Fedor **von** Demelitsch, Metternich und seine auswärtige Politik I. 1809—1812.) Stuttgart 1898.

ahnenstolzen Geschlechte Habsburg-Lothringen herzustellen; er verfolgte nun die Absicht in seiner kühn zugreifenden Art. Bei einem Balle im Hause des französischen Erzkanzlers Cambacerés trat eine Maske auf Metternichs Frau zu, die in Paris weilte. Die vermummte Gestalt führte die Gräfin durch eine Flucht von Gemächern in ein Kabinett und warf nach einigen einleitenden Scherzen die Frage auf, ob der Kaiser von Österreich zu einer Vermählung seiner Tochter Maria Luise mit dem Neugierigen — es war Napoleon — seine Einwilligung gewähren würde. Metternichs Gattin beteuerte in ihrer Überraschung, keine Antwort geben zu können. Darauf forschte Napoleon weiter, ob die Ministerfrau an der Stelle der Erzherzogin ihre Hand bieten würde. Die Gräfin Metternich versicherte, in einem solchen Falle ihre Zustimmung zu verweigern. „Sie sind boshaft," sprach Napoleon. „Schreiben Sie aber Ihrem Gemahl und fragen Sie ihn, was er von der Sache denkt!" In dieser Weise erzählt Metternich selbst die Werbung, über deren Entstehungsgeschichte die Ansichten der Historiker heute noch auseinandergehen. Der österreichische Minister des Äußeren griff das Heiratsprojekt freudig auf und erteilte dem Botschafter in Paris, dem Fürsten Karl Schwarzenberg, die entsprechenden Weisungen. Am 6. Februar 1810 schickte Napoleon seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zu Schwarzenberg, um von diesem dringend die sofortige Unterzeichnung eines Ehevertrages zu begehren. Der Botschafter hatte den Auftrag, in einem solchen Falle erst die kaiserliche Zustimmung in Wien einzuholen, doch Napoleon ließ dazu keine Zeit. Fürst Schwarzenberg mußte den Pakt unterfertigen, bevor er in der Hofburg zur Kenntnis genommen war.

Maria Luise, eine noch jugendliche, fast kindlichnaive Erzherzogin, sollte also die Frau des Gefürchteten und Gehaßten werden. Vor wenigen Monaten hatte sie an ihrem eigenen Leibe erst einiges von den Leiden des Krieges verspürt und ihre Quartiere oft wechseln müssen. Auch teilte sie den Abscheu vor dem ländergierigen Imperator, der bei einem Teile der Hofgesellschaft vorhanden war. Sie überließ jedoch die Entscheidung ihrem Vater, und dieser wieder folgte den Geboten des Staatswohles; er wurde Napoleons Schwiegervater, ohne dadurch in seiner Abneigung beirrt zu werden. In Wien, wo die breiten Schichten der Bevölkerung in der Heirat eine Bürgschaft für den Frieden erblickten, freuten sich die Massen des Ereignisses, so daß Metternich mit Fug schreiben durfte, das Geschehnis habe die allgemeine Billigung des eigentlichen Hauptstockes der Bevölkerung ge-

funden.[1]) Indes, die Zustimmung war nicht einmütig. Die einstige Freundin Kaiser Josefs, die schöne Fürstin Eleonore Liechtenstein, sagte zum Beispiele: „Die kleine Frau ist ein wahres Opfer; wie schrecklich ist es, diesem Manne seine Tochter zu geben." Selbst der alte Metternich begriff die Politik seines anpassungsfähigen Sohnes nicht.[2]) Mit Pomp wurde die Vermählung in Wien, wo sich Napoleon durch Erzherzog Carl vertreten ließ, gefeiert, mit Prunk in Frankreich vollzogen. Kaiser Franz hatte seine Tochter einem Manne zur Gattin gegeben, der den Papst seiner Gebiete beraubt, ihn bedenkenlos in die Gefangenschaft geschleppt hatte und der von dem Statthalter Christi mit dem Bannfluche belegt worden war. Napoleon schwelgte in Seligkeit. Sein junges Glück berauschte ihn fast. Freudestrahlend sprach er zu Metternich: „Versichern Sie dem Kaiser, daß seine Tochter das kostbarste Geschenk ist, das er mir machen konnte. Er hat mich über nichts getäuscht. Je mehr ich Maria Luise näher kennen lerne, desto mehr finde ich sie vollkommen und geschaffen für mein Glück. Sollte dieses einmal ein Ende nehmen, so wäre das nicht Euer Fehler, sondern durchaus der meine. Alle Vorwürfe würden mich treffen. Meine Erkenntlichkeit würde deshalb nicht weniger ewig für einen Vater währen, der mir einen wahrhaften Schatz anvertraut hat."[3])

Österreichs Minister des Äußern wollte das Eisen schmieden, solange es warm war. Ihn beschäftigte die Frage, welche Pläne der Kaiser der Franzosen für die Zukunft vorhabe; auch glaubte er, daß die Gelegenheit günstig sei, von dem zum Schwiegersohne gewordenen Bedrücker einige Zeichen der Gunst zu verlangen. Metternich begab sich deshalb nach Frankreich, um Napoleon auszuhorchen und zu bearbeiten. Die Reise lohnte sich einigermaßen, denn der Korse erklärte sich in der Abschiedsaudienz bereit, Österreich der Verpflichtung zu entbinden, nicht mehr als 150000 Mann unter den Waffen zu halten; ferner gewährte er einige Erleichterungen für die Abzahlung der Kriegsentschädigung. Zudem gewann Metternich einen tiefen Einblick in die französischen Verhältnisse und in die Absichten des Korsen. Der Bericht, den er nach seiner Rückkehr an Kaiser Franz erstattete, ist trotz seiner Weitschweifigkeit sehr interessant; interessanter vielleicht sind aber noch die Worte, mit denen der Mon-

---

1) J. A. Freiherr v. Helfert, Maria Luise. Wien 1873.
2) Adam Wolf, Fürstin Eleonore Liechtenstein. Wien 1875.
3) Eduard Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt. Stuttgart 1902.

arch die Mitteilung entgegennahm. „Als die Grundsätze unseres politischen Systems finde ich," heißt es in der Entschließung vom Januar 1811, „nach der von Ihnen in Ihrem Vortrage klar dargelegten Lage zu bestimmen: das möglichste Trachten, alle politischen Komplikationen zu vermeiden und zu verhindern, insofern es geschehen kann, ohne uns selbst etwas Nachteiliges zuzuziehen; für den Fall, daß die politischen Komplikationen nicht verhindert werden können, die Beobachtung einer strengen Neutralität und Herbeiführung des möglichsten Gewinnes aus derselben, insoweit dies ohne Verletzung der Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit geschehen kann." Während der langen Abwesenheit von Wien hatte Metternichs Vater die Geschäfte in der Staatskanzlei geleitet. In diese Zeit fallen verschiedene Bemühungen, den Grafen Clemens Lothar aus dem Sattel zu heben und ihn vor seiner Rückkehr durch einen andern Staatsmann zu ersetzen. Als der Minister wieder daheim war, gelang es ihm jedoch schnell, das arglistige Treiben seiner Widersacher zu durchkreuzen und sich das Wohlwollen des Monarchen zu sichern. Metternich wußte den Kaiser wie wenige zu behandeln, und so erlangte er die Gunst seines Herrn in steigendem Maße.

Der Minister des Äußern hatte Napoleon mit der Überzeugung verlassen, daß ein Krieg mit Rußland zu gewärtigen sei, daß aber das Jahr 1811 ohne Erschütterung des Friedens verstreichen werde. Deshalb suchte Österreich zunächst den trostlosen Zustand seiner Finanzen zu überwinden. Dieser Staat hatte bisher nicht nur die Leiden der Kriege gegen die Revolution und gegen Napoleon hauptsächlich auszukosten gehabt, sondern auch all die materiellen Opfer bringen müssen, die jahrelange Kriege auferlegen. Das aber war für seine geringen Ressourcen zu viel gewesen. Nach langen Beratungen und ängstlichen Erwägungen sah sich die Regierung gezwungen, sich der schmerzvollen Notwendigkeit zu fügen und den Staatsbankerott anzusagen. Das geschah in der westlichen Reichshälfte durch das traurig bekannte Patent vom 20. Februar 1811, das in die Vermögensverhältnisse der Untertanen gewaltsam eingriff und viel Elend und Trübsal brachte. Diese schmerzvolle Operation mußte jedoch vorgenommen werden, um eine langsame Gesundung zu ermöglichen.

Nach einer kurzen Zeit der Ruhe kam, wie vorhergesehen, ein Jahr von folgenschwerer Bedeutung. Die in Tilsit gelegten Grundlagen unseligen Angedenkens waren auf die Dauer nicht haltbar; die Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander entbehrte der belebenden Herzlichkeit. Auch das Verhältnis Frankreichs zu Ruß-

land erfuhr durch den harten Sinn Napoleons eine Trübung, aus der allmählich offene Feindschaft entstand. Doch im Jahre 1811 — am 20. März — wurden in Paris die Kanonen geladen, um diesmal durch 101 dröhnende Schüsse eine Botschaft friedlichen Glückes zu verkünden: Napoleon hatte einen Sohn erhalten, der schon in seiner Wiege den pompösen Titel eines Königs von Rom erhielt und der zuletzt als Herzog von Reichstadt noch im Jünglingsalter in Schönbrunn hinsiechen mußte. Für den Thron geboren, für die Übernahme einer Weltherrschaft bestimmt, sollte er als unglücklicher Privatmann, dem nichts als himmelstürmende Gedanken geblieben waren, ein rührendes Ende nehmen. Zuerst genoß Napoleon alle Wonnen des Vaterglückes, der Erfüllung des heißesten Wunsches.[1]) Die von ihm gegründete Dynastie brauchte jetzt nicht mehr zu verkümmern; für die glitzernde Krone des Kaisers von Frankreich war ein würdiger Träger da. Nun erst hatten Napoleons Taten den richtigen Zweck, nun erst erwachte in ihm die Lust so recht, den Kreis seiner Eroberungen zu vergrößern und seinem Sohne die Herrschaft über die Welt — nach Indien schweifte bereits der Blick des Korsen — zu hinterlassen.

Keinen grimmigeren Feind kannte Napoleon als England, dessen Vernichtung sein Sinnen und Trachten galt. Aber erst mußte er Rußland seine furchtbare Faust fühlen lassen. Der Zar hatte sich geweigert, im Jahre 1809 gegen Österreich vorzugehen und Napoleons Mißmut erregt. Andererseits fühlte sich Alexander durch die polnischen Pläne des Kaisers der Franzosen beunruhigt. Napoleon konnte dem Zaren nicht verzeihen, daß er die Häfen seines Landes den englischen Waren nicht verschließen wollte und dadurch der verderbenbringenden Waffe der „Kontinentalsperre" die Spitze abstumpfte. Frankreichs Herrscher rüstete demnach zu einem gewaltigen Strafzuge nach Rußland, für den er Bundesgenossen suchte. Der schwache König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der die ungestüme Macht Napoleons fürchtete und dem die verschiedenen Eingebungen seines Herzens und seines Kopfes die Entscheidung erschwerten, schloß nach Wochen der Zaghaftigkeit und des Ausspähens nach einer andern Lösung im Februar 1812 ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Napoleon, das ihn von St. Petersburg losriß und mit Paris verknüpfte. Auf den Entschluß des Königs, im bevorstehenden Kriege mit Frankreich ge-

1) Eduard Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt. Stuttgart 1902.

meinsam vorzugehen, ist die Haltung Österreichs nicht ganz ohne Einfluß geblieben. [1])

Auch in der Wiener Hofburg hatte Napoleon seine Fühler ausgestreckt. Zwischen Österreich und Rußland gab es tiefgreifende Gegensätze, denn die orientalische Politik des Zaren verstieß gegen das Interesse des Kaisers Franz, und die Absicht Alexanders, Polen in romantischer Begeisterung unter Rußlands Oberherrschaft aufzurichten, widerstrebte den nüchternen Erwägungen der maßgebenden Österreicher. Schon im Sommer 1810, als Metternich in Paris weilte, war von Napoleon — der gleichfalls den Träumen der polnischen Nationalisten Vorschub angedeihen ließ — der Verzicht auf Galizien angeregt worden, doch der Kaiser von Frankreich verhieß dafür wenigstens die ersehnte Rückgabe der illyrischen Provinzen und damit die Wiederherstellung des Zugangs zum Meere. Ferner stellte er noch anderen Gewinn in Aussicht, für den Metternich die Festsetzung des Inns als Grenze gegen Bayern und die Erlangung von Preußisch-Schlesien in Vorschlag brachte. Der Minister des Äußern scheint eben der trügerischen Ansicht gewesen zu sein, daß die Auflösung des Königreichs Preußen unter allen Umständen erfolgen werde, wie er auch den Sieg der französischen Waffen im Kampfe gegen Rußland — später versicherte er das Gegenteil — nicht bezweifelt haben mochte. Der Anschluß an Napoleon bot mithin die größten Vorteile; er wurde von Metternich und von Schwarzenberg eifrig betrieben.

Am 14. März 1812 vereinbarten die zwei Kaiserstaaten — Schwiegervater und Schwiegersohn — einen Vertrag, der Österreich verpflichtete, für den russischen Feldzug 30000 Mann zur Verfügung zu stellen, die jedoch — anders als die preußischen Hilfstruppen — unter österreichischer Führung bleiben sollten. Die Unverletzlichkeit der Türkei wurde verbürgt, was einer Zurücknahme der entgegenkommenden Versprechungen gleichkam, die Napoleon dem Zaren Alexander in Erfurt gegeben hatte. Am Schlusse des Pariser Allianzvertrages hieß es vielbedeutend: „Im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen, dem Kaiser von Österreich Kriegsentschädigungen und Gebietsvergrößerungen zuzuwenden, die nicht allein die dargebrachten Kriegsopfer aufwiegen, sondern auch ein Denkmal der engen und dauerhaften Verbindung bilden sollen, die zwischen beiden Souve-

---

1) August Fournier, Napoleon I. III. Dritte Auflage. Wien 1913.

ränen besteht." Der Sieger von Marengo, von Austerlitz, von Wagram und der Unterlegene vereinigten sich nach langer Gegnerschaft. Man hat dieses Bündnis verschieden beurteilt und die Stellung Metternichs ins Licht der Zustimmung und in den Schatten des Tadels gerückt. Wollte der Minister sich mit Napoleons Macht abfinden und Österreich gleichsam unter dessen Protektorat hinsiechen lassen, oder dachte er daran, bloß einen geeigneteren Augenblick für die Befreiung des Staates abzuwarten? Die letztere Auffassung hat Prof. Oncken in einem aktenbelegten Werke vertreten.[1]) In diesem Buche wird eine beachtenswerte Äußerung Metternichs nach dem Abschlusse des Vertrags vom 14. März 1812 mitgeteilt, die vielsagend lautete: Österreich werde in der Zukunft ebenso wie in der Vergangenheit den großen Gedanken nicht aus dem Auge verlieren, sich die Kräfte für den Zeitpunkt aufzusparen, da die Monarchie als Rückhalt aller Feinde des französischen Imperiums für die Befreiung Europas eintreten könne. . . .

Der Zündstoff, der sich zwischen Frankreich und Rußland unheimlich angesammelt hatte, kam zur Explosion. Ende April 1812 ließ der Zar dem Kaiser der Franzosen ein Ultimatum überreichen, und die Flammen des Krieges loderten gleich nachher auf. Ehe sich Napoleon an die Spitze seiner großen Armee stellte, wollte er sich noch im Glanze seiner weithin gebietenden Herrschergewalt sonnen; er versammelte im Mai in Dresden die Fürsten des Rheinbundes um sich, und dahin kamen auch der Kaiser von Österreich und widerwillig dessen Gemahlin, obwohl Maria Luise zur Stelle war. Der König von Preußen erschien gleichfalls in der Hauptstadt Sachsens, wo Napoleon seine Cäsarenrolle mit großer Pose und mit rasch angelernter Herablassung durchführte. Seiner Erfolge gewiß, war der Korse in Frankreich aufgebrochen, so fast, als würde er einen fröhlichen Ausflug unternehmen. Dies war allenfalls der Eindruck, den ein Zeitgenosse davontrug. Aber der russische Feldzug endete für Napoleon schmählich; sein früher sieghaftes Heer wurde aufgerieben, und von den mehr als 600 000 Mann, die mit allen Nachschüben in Rußland zur Verwendung gekommen waren, kehrte mit Einschluß der Österreicher und Preußen etwa ein halbes Hunderttausend Soldaten zurück. In den ersten Tagen des Dezember hatte Napoleon die zurückgebliebenen Splitter der großen Armee fluchtartig verlassen. Wie ein zum Bettler gewordener Krösus kehrte er nach Frankreich zurück: geschlagen, doch nicht vernichtet.

1) Wilhelm Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege.

Der Kaiser der Franzosen fand sein seelisches Gleichgewicht wieder. Eine tragische Episode im Dasein eines Feldherrn, nicht mehr. Der eine Schlag war mißglückt, der nächste jedoch sollte glänzend gelingen. Napoleon stampfte ein neues Heer aus dem Boden, um dem Schicksal und Rußland den Meister zu zeigen.

Die Katastrophe der französischen Armee gab in ganz Europa zu denken. Man fühlte, daß nun endlich die Stunde der Erlösung kommen werde. Selbst Preußens unschlüssiger König gewann Kraft, indem er sich in der Richtung bewegte, die des Volkes Stimme wies. Er zerriß den Bündnisvertrag mit Frankreich und schloß mit dem Zaren im Februar 1813 in Kalisch ein Schutz- und Trutzbündnis. Fieberhaft wurde im Lande Friedrich Wilhelms gerüstet, alles drängte sich zu den Sammelplätzen; jeder, der konnte, wollte an dem Befreiungskriege teilnehmen und schwere Ketten sprengen helfen. Noch im Lenz wurden die ersten Schlachten geschlagen.

Metternich war inzwischen ebenfalls tätig gewesen. Die nationale Woge berührte ihn zwar nicht, am Kriege wollte er nicht teilnehmen; er suchte vielmehr den Schauplatz der Kämpfe von seinem Staate möglichst wegzurücken. Als gewandter Diplomat erkannte Metternich aber sogleich, welche verheißungsvollen Ausblicke sich ihm bei einer geschickten Ausnützung der Umstände eröffneten. Ohne sich in das Kriegsgetümmel zu stürzen, vermochte Österreich in dem Streite das entscheidende Wort zu sprechen; nicht als Bundesgenosse des einen oder andern Teiles, sondern als Vermittler. Mit anerkennenswerter Geschicklichkeit führte der Minister des Äußern seine Sache. Ohne das Bündnis mit Frankreich zu sprengen, warf er sich zum Befürworter und Wegbahner eines allgemeinen Friedens auf, um schließlich für Österreich die Stellung eines bewaffneten Vermittlers durchzusetzen. Dabei zog er seine Fäden vorsichtig nach allen Seiten hin, ohne es so weit kommen zu lassen, mit Napoleon ganz zu brechen. Es war ein diplomatisches Meisterstück, das Metternich vollbrachte. Bis zum Beginne des Jahres 1813 hatte man in Berlin gehofft, Österreich mitzureißen. Knesebeck intervenierte in Wien, aber es gelang ihm nicht, mehr als die Versicherung mitzunehmen, die Donaumonarchie werde niemals gegen eine Allianz Preußens mit Rußland auftreten. Mit Hardenberg, dem preußischen Staatskanzler, stand der österreichische Minister des Äußern in brieflichem Verkehre, wobei er ihn ermunterte, sich dem Zaren zuzuneigen. Auch von Alexander wurden Versuche unternommen, Österreich gegen Napoleon in Bewegung zu setzen. In Kalisch meinte der Zar zu den Abge-

sandten des Kaisers Franz, er wünsche, daß Österreich seine alte Stellung und alle seine Besitzungen zurückerhalte, daß Preußen unabhängig und mit einem gewissen Maße von Festigkeit ausgestattet aus diesem Kriege hervorgehe, daß Deutschland vom französischen Joche erlöst und frei werde. Doch Metternich ließ sich nicht von seinem Wege abdrängen; noch hielt er an seinem Vorhaben fest, den Frieden selbstherrlich zu vermitteln. Unterdessen aber sammelte die Donaumonarchie ihre militärischen Kräfte in den Sudetenländern.

Napoleon gegenüber betonte der Minister gleichfalls seine Absicht, als Mittelsperson gute Dienste zu verrichten. Der Wiener Hof mahnte den Korsen, der das Anerbieten nicht rundweg ablehnen konnte, wiederholt zum Abschlusse des Friedens. Napoleon dachte hingegen nur an den Krieg und forderte, daß Österreich diesmal mit einem doppelt starken Hilfskorps gegen Rußland ziehen möge. Der Kaiser der Franzosen war übrigens mißtrauisch geworden. Schon im Dezember erteilte er seinem Botschafter in Wien argwöhnisch den Auftrag, besonders aufmerksam auf alle Schritte Metternichs zu achten. Jetzt, da das blutige Ringen unmittelbar bevorstand, bemühte er sich, durch freundliche Zusicherungen zu erreichen, was er durch Drohungen nicht vermocht hatte. Im Januar 1813 kam mit Rußland ein Waffenstillstand zum Abschlusse; das österreichische Hilfskorps unter Schwarzenbergs Befehl wurde zurückgezogen. Graf Bubna erhielt den Auftrag, Napoleon davon Mitteilung zu machen. Der Kaiser herrschte ihn an: „Herr, das ist gegen den Bündnisvertrag, das ist der erste Schritt zum Abfall." Allein er lenkte gleich ein und gab sogar zu, daß man in Wien Grund habe, erzürnt zu sein. Metternich war sehr erfreut, und er arbeitete geschickt weiter. Klügelnd las er später sogar aus den Noten des Kaisers die Aufforderung zur bewaffneten Vermittlung heraus, also das, was ihm am Herzen lag. Und so zeigte er im April 1813 Napoleon an, daß er sich für die Intervention zugunsten des Friedens durch die Bereitstellung militärischer Machtmittel stärken wolle. Freilich, die aufgebotenen Truppen sollten nicht der Herbeiführung eines raschen, wohltuenden Friedens, sondern der Niederwerfung Napoleons nach schwerer Anstrengung dienen. Der Eintritt dieses ereignisvollen Umschwungs blieb jedoch dem Sommer vorbehalten, und vorerst lag er noch außerhalb der nächsten Pläne Österreichs ...[1])

1) Für die Teilnahme Österreichs am Befreiungskriege siehe das populäre Sammelwerk: „1813—1815. Österreich in den Befreiungskriegen." Wien 1911.

Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte man in der Wiener Staatskanzlei den Gang des Frühjahrsfeldzuges, der den rühmlichen Befreiungskrieg einleitete. Napoleons oftbewährtes Waffenglück schien sich zu erneuern. Da kam am 4. Juni 1813 ein Waffenstillstand zwischen den verbündeten Preußen und Russen und dem Kaiser der Franzosen zustande, der nicht wußte, daß Österreich dabei in geheimem Einverständnisse war. Nun galt es für Metternich wirkungsvoll einzugreifen. Kaiser Napoleon, der dem Staate seines Schwiegervaters nicht mehr traute, wollte die aufdringliche Vermittlung Österreichs durchkreuzen, indem er den Zaren auf seine Seite zu bringen trachtete. In Wien hatte man die Unverläßlichkeit Rußlands in den drangsalvollen Zeiten der früheren Koalitionskriege sattsam kennen gelernt und baute deshalb nicht auf die Begeisterung Alexanders, die sich in Extremen bewegte. Um dem Orte der Entscheidungen nahe zu sein, verlegten Franz und Metternich ihren Aufenthalt nach Gitschin. Dort traf auch Graf Nesselrode ein, der diplomatische Berater Alexanders, dessen Karriere in dieser Zeit begann. Er sollte Österreich zum Anschlusse an die Verbündeten bewegen, stieß aber auf den Widerstand des Kaisers Franz, der dem Kriege abgeneigt war. Allenfalls ging Metternich aus sich heraus, indem er sechs Bedingungen nannte, die er als Voraussetzung für den Frieden betrachtete. Die ersten vier Punkte verlangten: die Aufhebung des Herzogtums Warschau, das unter die Ostmächte zu verteilen wäre; die Verstärkung des preußischen Staates durch diese Teilung und durch die Rückgabe von Danzig sowie durch die Räumung der Festungen durch Napoleon; den Rückfall der illyrischen Provinzen an Österreich; endlich die Unabhängigkeit der Hansastädte, die dem Imperatorentraume des Korsen zum Opfer gefallen war. Sollte Frankreichs Kaiser auf diese Bedingungen nicht eingehen, dann wollte Metternich ihre Annahme mit den Waffen erzwingen. Am 27. Juni wurde in Reichenbach ein geheimer Vertrag zwischen Österreich, Preußen und Rußland vereinbart, der die vier Forderungen formulierte und das feierliche Versprechen des Wiener Hofes enthielt, ungesäumt den Krieg zu erklären, wenn Napoleon bis zum 20. Juli nicht eingewilligt haben würde. In diesem Falle wären dann die Wünsche zu erweitern, und Frankreich müßte gezwungen werden, sich mit seinen natürlichen Grenzen zu bescheiden.

Um im Sinne dieser Abmachungen zu wirken, fuhr der österreichische Minister des Äußern nach Dresden, wo sich Napo-

leon aufhielt und in den Mußestunden bewundernd dem Spiele seines geliebten Talma folgte. Dort fand die denkwürdige Besprechung des Korsen mit Metternich statt, die volle neun Stunden ohne jede Pause währte. „Sie wollen also den Krieg" — begann der Kaiser nach des Ministers Aufzeichnungen — „gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen. Auch Sie wollen an die Reihe kommen, es sei: in Wien geben wir uns Rendezvous! Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Leben lang mit ihm in Frieden zu bleiben. Ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Torheit, aber sie ist begangen, ich bereue sie heute." So sprach sich Napoleon in Eifer, so kam er von der Wahrheit ab. Im Laufe der Unterredung meinte er auch: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzuge von Moskau 300 000 Mann verloren, doch es waren nicht mehr als 30 000 Franzosen darunter." „Sie vergessen, Sire" — will Metternich stolz erwidert haben —, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen." Bei der lebhaften Rede fiel dem Kaiser der Hut zu Boden, doch Österreichs Minister bückte sich nicht, um ihn aufzuheben. Es war schon eine neue Zeit angebrochen, in der man vor Napoleon nicht mehr kraftlos im Staube lag. Die Unterredung verlief ergebnislos. Erst knapp vor der Abreise Metternichs zeigte sich der Kaiser der Franzosen nachgiebig. Er gestand zu, daß der Bündnisvertrag vom Jahre 1812 für aufgehoben erklärt werde, und war bereit, die bewaffnete Vermittlung des Kaisers Franz anzunehmen. Es wurde vereinbart, in Prag einen Kongreß abzuhalten und den Waffenstillstand zwischen den zwei verbündeten Mächten und Frankreich bis zum 10. August auszudehnen. An diesem Tage sollten die Würfel folgenschwer fallen und für den Krieg oder Frieden entscheiden.

Mitte Juli fanden sich die Bevollmächtigten in Prag ein. Sie standen unter dem Einflusse der Nachrichten von dem strahlenden Siege, den Englands Feldherr Wellington in Spanien über die Franzosen errungen hatte. In Prag fiel Österreich die Führung der Verhandlungen zu; Metternich war es allerdings nicht leicht gewesen, sich für jetzt und für die folgende Zeit gebietend in den Mittelpunkt zu schieben. Der Kongreß vollbrachte nicht viel, denn es blieb bei der Erledigung von Formalitäten, weil Napoleon die Beratun-

gen in gewohnter Weise zu verzögern suchte. Mittlerweile hatte jedoch die Kriegslust bei den Verbündeten zugenommen; sogar Metternich wurde von ihr ergriffen. Graf Philipp Stadion, Österreichs früherer Minister des Äußern, der im Hoflager der Verbündeten als eifriger Vertreter des Kaisers Franz erschienen war, feuerte zur Tat an, und selbst die Bevölkerung in Prag ließ den französischen Diplomaten ihre kriegslustige Abneigung fühlen. In Wien war der Zusammenbruch der großen Armee im Jahre 1812 freudig begrüßt und der Abfall des Generalleutnants von York mit Begeisterung aufgenommen worden. Die Wohnung des preußischen Gesandten wurde von der Bevölkerung umlagert. Immer stärker trat die napoleonfeindliche Stimmung der Einwohnerschaft hervor, die den französischen Diplomaten nicht verborgen bleiben konnte.

Metternich drängte Frankreich zu einer Erklärung und verlangte nun nicht bloß die Annahme der vier Punkte der Reichenbacher Konvention, sondern auch die Gutheißung der zwei übrigen Forderungen, die er vorhin dem Grafen Nesselrode vorgelegt hatte. Das war also die Auflösung des Rheinbundes und die Erweiterung Preußens zu dem Umfange, den der Staat vor dem unglücklichen Jahre 1806 aufwies. Napoleon nahm diese Zumutung mit Entrüstung entgegen, aber er wollte den Faden der Verhandlungen nicht ganz abreißen und schlug deshalb einige Zugeständnisse vor. Auf nichtoffiziellem Wege wurden sie in Prag rechtzeitig bekannt. Ihre offizielle Mitteilung traf jedoch erst nach dem Lostage, am 11. August, ein. Die Österreicher, Preußen und Russen hatten nicht so lange gewartet und mit dem letzten Glockenschlage des 10. August verkündet, daß der Kongreß beendigt sei. Zwei Tage später erklärte Kaiser Franz den Krieg. Was so oft angestrebt worden und so oft fehlgeschlagen war: der große Bund gegen Frankreich wurde zur bedeutungsvollen Tat. In feindliche Lager geschieden, waren die drei Mächte Napoleon gegenüber zu schwach gewesen, doch mit vereinten Kräften konnten sie den französischen Adler zum Sinken bringen. „Und diesmal“ — so schreibt Treitschke[1]) — „führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die abendländische Gesittung beruht, wiederherzustellen.“

Die Koalition gegen Frankreich verfügte nach dem Beitritte Öster-

1) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I.

reichs über 500 000 Mann. Der Kriegsplan wurde in einer Besprechung zu Trachenberg entworfen. Drei Armeen sollten den gewaltigen Kampf aufnehmen. Mit der Führung der Hauptarmee wurde der Österreicher Fürst **Carl Schwarzenberg** betraut. Welch sonderbare Fügung! Ein Jahr vorher hatte er das Hilfskorps befehligen müssen, das Kaiser Franz seinem Schwiegersohne gegen den Zaren beizustellen gezwungen war. Damals setzte sich Napoleon in der Wiener Hofburg dafür ein, daß dem Feldherrn der Marschallstab verliehen wurde. Er sagte deshalb, er habe den Kaiser Franz erst gelehrt, Schwarzenberg zu schätzen. Dieser Diplomat und Krieger — ein friedlicher Diplomat, ein diplomatischer Krieger — erfreute sich bisher bei dem Kaiser der Franzosen in hohem Maße des Wohlwollens. Gar manches Mal hatte Napoleon mit ihm daheim die Frage erörtert, wie man Paris angreifen und wie man es verteidigen könne[1]) — gewiß ohne zu ahnen, daß der Mann einst feindliche Heere durch Frankreich führen werde. Carl Schwarzenberg, der nunmehrige Oberbefehlshaber, diente seinem Monarchen mit Pflichteifer und Selbstlosigkeit. Ohne ein kühner Stratege zu sein, ohne überhaupt als Feldherr Großzügigkeit an den Tag zu legen, leistete er jetzt in der Erfüllung seiner nicht immer erfreulichen Aufgabe viel Nützliches, denn der Generalissimus einer Koalitionsarmee muß oft vor allem Diplomat sein. Dem Fürsten Schwarzenberg zur Seite stand Radetzky, einer der tüchtigsten Generäle des österreichischen Heeres. Die schlesische Armee, die gegen Napoleon aufgebracht wurde, fand in Blücher ihren erprobten Kommandanten, die Nordarmee wurde von dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte geführt, der in des Korsen Schule herangereift war und seinem ehemaligen Gönner als abtrünniger Günstling viel Leid bereitete.

Abwechslungsreich gestaltete sich der **Krieg** im August und September. Napoleon behauptete zwar Dresden in einer zweitägigen Schlacht, aber bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz siegten die Verbündeten. Sie befestigten am 9. September in **Teplitz** ihre gegenseitigen Beziehungen, indem sie eine **dauernde Allianz** eingingen. Die drei Herrscher verbriefren für sich und ihre Erben die Erhaltung der Freundschaft und beständigen Eintracht; sie versprachen, ihre Länder gegenseitig wider jeden Angriff zu verteidigen. Nur gemeinschaftlich wollten sie einen Waffenstill-

1) Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien 1861. Ferner: Hugo Kerchnave und Alois Veltzé, Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg. Wien 1913.

stand oder Frieden schließen; ihre Botschafter und Gesandten an fremden Höfen sollten in wechselseitigem Einvernehmen handeln. Zunächst verpflichtete man sich, für die Wiederherstellung der österreichischen und preußischen Monarchien auf der Basis der Besitzungen vom Jahre 1805 zu kämpfen und für die Auflösung des Rheinbundes einzustehen. Über die neue Einteilung der Landkarte Europas wurden weitgehende Vereinbarungen getroffen. Von dem flammenden Nationalismus, der aus den Kundgebungen und Abmachungen zwischen Preußen und Rußland am Anfange des Krieges weckend und anfeuernd herausklang, war in dem neuen Vertrage nichts enthalten. Das Strafgericht, das vor Monaten den pflichtvergessenen deutschen Fürsten angedroht wurde, die im Lager Napoleons verharrten, zerfloß bereits in nichts. Allzustark machte sich Metternichs Walten fühlbar, während der Einfluß des kernhaften deutschen Staatsmannes, des Freiherrn vom Stein, abnahm. Bayern wurde auch bald durch die Vereinbarungen zu Ried gnädig zur Koalition zugelassen. Ein Bündnis, das Metternich am 3. Oktober mit England schloß, brachte eine Erhöhung der Unterstützungsgelder.

Die Stunde der Entscheidung brach nun an. Die letzte große und furchtbare Schlacht, die in den Napoleonischen Kriegen auf deutschem Boden geschlagen werden sollte und bei der noch einmal Deutsche gegen Deutsche ihre Waffen richteten, fand bei Leipzig statt. Am 19. Oktober zogen König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander in die eroberte Stadt ein, um die drei Tage schrecklich gerungen worden war. „Während den König von Preußen", schreibt Treitschke, „sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahe bei ihm — ein klägliches Bild der alten Zeit, die nun zugrunde geht — König Friedrich August von Sachsen entblößten Hauptes mitten im Gewühle. Der hat während der Stunden des Sturmes ängstlich im Keller gesessen, betrogen von den prahlerischen Verheißungen des französischen Protektors noch bis zum letzten Augenblicke auf die siegreiche Rückkehr des Unüberwindlichen hoffend." Die Völkerschlacht war zu Ende, gebrochen auch Napoleons Macht. Überwältigend strömten die Nachrichten von dem epochemachenden Siege auf Kaiser Franz und seinen Minister des Äußeren ein. Fürst Schwarzenberg wurde mit Anerkennung überhäuft; Österreichs Kaiser verlieh ihm das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Metternich aber erhielt den Fürstenrang.

Gar viele jauchzten ob der Kunde von Leipzig. Selig war auch

Friedrich von Gentz, der österreichische Hofrat. Während die andern das Schwert gegen Napoleon zückten, machte er seine Feder zur Waffe. Als Gentz von dem Siege erfuhr, veranstaltete er in Prag, wo er seelenvergnügt weilte, eine Festbeleuchtung der Stadt. Dann schrieb er in sein sonst dürftig trockenes Tagebuch: „Es war ein herrlicher Moment für mich. Die Sache, für die ich seit zwanzig Jahren gekämpft hatte, schien endlich die Oberhand zu behalten. Die Umstände machten mich zu einem der ersten Organe, die diese große Wendung des Glückes verkündigten und der Sturz der Weltherrschaft und des Mannes, der an ihrer Spitze stand, war für mich — wie nicht für jedermann — ein reiner, durch keinen Rückblick getrübter Triumph, da ich nicht nur zu keiner Zeit in meinen Grundsätzen und Gesinnungen gewankt, sondern mir auch Napoleons persönlichen Haß zugezogen habe."[1] Der gute Gentz ahnte nicht, daß der schönste und einwandfreiste Abschnitt seiner Tätigkeit sein Ende fand. Im Kampfe gegen Napoleon war Österreichs fleißiger Publizist ein Charakter und groß. Jetzt, da es mit dem Imperator zur Neige ging, blieb für Gentz nichts anderes als ein häßlicher Feldzug gegen die Freiheit der Befreiten übrig, in dem er charakterlos und beklagenswert klein wurde.

Napoleon hatte bei Leipzig einen Todesstoß erlitten, aber der Unbeugsame begrub noch nicht sein Schwert. Wohl floh der Rest seines Heeres heimwärts, doch der Kaiser der Franzosen ließ den Gedanken an den Widerstand nicht fallen. Für die Verbündeten ergab sich deshalb die Notwendigkeit, über ihre weiteren Unternehmungen schlüssig zu werden. Die drei Herrscher versammelten sich in Frankfurt a. M., wo sich auch die Vertreter der Rheinbundfürsten bittend herandrängten. In 22 Verträgen wurden in kurzer Zeit die Beziehungen zu den ehemaligen stumm ergebenen Vasallen Napoleons geordnet, die den vom Glücke Gemiedenen im Stiche ließen. Die wichtigste Frage für die Verbündeten bestand in der Erwägung, was mit Frankreich zu geschehen habe. Metternich wollte den geschlagenen Kaiser, der ja der Schwiegersohn seines Souveräns war, nicht vom Throne stürzen; als Herrscher eines auf seinen natürlichen Umfang zurückgeführten Frankreich schien er ihm für die Ruhe Europas ungefährlich zu sein. Der Minister des Äußern erwirkte bei den Bundesgenossen auch die Einwilligung zu dem Versuche, mit dem Korsen in Unterhandlungen zu treten. Anfangs November wurde Napo-

1) Tagebücher von Friedrich von Gentz I. Leipzig 1873.

leon durch einen Mittelsmann verständigt, daß man ihm sein durch den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen begrenztes Reich zusichern wolle, wenn er sich zum Abschlusse eines Friedens entschlösse. Auf einem Kongresse sollten dann die Einzelheiten verabredet werden. Der Krieg hätte aber während der Verhandlungen nicht zu ruhen. Die Antwort auf diese Anträge fiel ausweichend aus. Napoleon ging auf die Vorschläge gar nicht ein und teilte nur mit, daß ihm Mannheim als Ort des Kongresses genehm wäre. Indes, was der Kaiser verschwieg, das machten die Nachrichten aus Frankreich kund, wo der Senat die Aufstellung neuer Truppen zuließ.

So sahen sich denn die Verbündeten bemüßigt, die Grundlagen für die weiteren kriegerischen Aktionen zu bestimmen, und ein Zufall wollte, daß Metternich dabei den Ausschlag geben mußte. Der Schauplatz der nächsten blutigen Ereignisse wurde nach Frankreich verlegt. Österreichs Minister sprach jedoch noch immer dem Frieden das Wort, zumal, da er gegen Alexander, den er in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen geradezu revolutionärer Ideen beschuldigt, tiefes Mißtrauen faßte. Von seiner Umgebung, in der sich Preußens ehemaliger Minister Freiherr vom Stein befand, unablässig angetrieben, gedachte der Zar je eher je lieber in Paris einzuziehen. Die Entscheidung über den künftigen Herrscher Frankreichs wollte er zuerst dem Volke überlassen, was den österreichischen Minister in nicht geringen Schrecken versetzte. Später verriet Alexander die Absicht, Bernadotte zum Nachfolger Napoleons zu machen. All dies festigte Metternich nur in seinem Vorsatze, den Krieg schnell zu beendigen und dem Korsen womöglich die Krone von Frankreich zu erhalten. Schwarzenberg empfing bereits am Beginne des Jahres 1814 die Order, „klug, das heißt langsam" vorwärts zu gehen; nachher wurde ihm nahegelegt, überhaupt innezuhalten. Metternich zog den englischen Minister Castlereagh, der im Lager der Verbündeten erschien, geschickt auf seine Seite; ebenso gewann er den preußischen Staatskanzler Hardenberg für seine Pläne. In einer Ministerkonferenz zu Langres wurde auch Ende Januar der Beschluß gefaßt, daß Bevollmächtigte der vier alliierten Mächte in Chatillon erscheinen mögen, um dort mit dem Vertrauensmanne Napoleons, mit Caulaincourt, zu verhandeln. Aber deshalb sollte die rauhe Stimme des Kriegs nicht schweigen.

Wie so viele ähnliche Veranstaltungen ist der Kongreß in Chatillon resultatlos verlaufen. Die Aussichten für den Frieden besserten sich oder sanken, je nachdem Napoleon auf dem Schlachtfelde

Niederlagen erlitt oder Erfolge verzeichnete. Einmal hatte er — es war nach der Schlacht bei La Rothière — seinem diplomatischen Vertreter freie Hand gelassen. Doch Caulaincourt wurde durch die große Verantwortung, die auf ihn fiel, beängstigt und erbat sich genauere Weisungen. Da brachte es der französische Staatsmann Maret wirklich dahin, daß der Kaiser seine „Erniedrigung diktierte". Am nächsten Morgen sollte er das Schriftstück unterzeichnen. Als Maret vor dem Korsen erschien, fand er ihn beim Studium der Landkarte. „Es handelt sich jetzt um ganz andere Dinge", rief ihm Napoleon zu. „Ich bin soeben daran, Blücher zu schlagen."[1]) Kein Wunder, daß der Zar ungeduldig wurde und seinen Abgesandten den Kongreßsaal verlassen hieß. Er war von der Begierde durchglüht, in Paris rasch als Triumphator einzuziehen. Am 19. März erfolgte die Auflösung des Kongresses zu Chatillon, und die Idylle inmitten des Krieges war vorüber.

Zehn Tage vorher hatten Österreich, England, Preußen und Rußland zu Chaumont den vielen bereits geschlossenen Verträgen ein neues Übereinkommen hinzugefügt. Das Inselkönigreich verpflichtete sich zu einer Beitragsleistung von jährlich 5 Millionen Pfund. Die Großmächte gelobten, selbst zwanzig Jahre für ihre heilige Sache zu kämpfen, Frankreich auf die Grenzen von 1792 zurückzuführen und die volle Unabhängigkeit von Holland, Spanien, Italien, der Schweiz und von Deutschland durchzusetzen. Jede Macht wollte 150 000 Mann im Felde halten. Indes, der Krieg ging rasch zur Neige.

Unaufhaltsam drangen die Verbündeten gegen Paris vor. Als Napoleon im letzten Momente — es war für ihn schon zu spät, in die Hauptstadt zu eilen — von der unbeugsamen Entschlossenheit erfuhr, rief er aus: „Ein schöner Schachzug, ich hätte ihn den Generalen der Koalition nicht zugetraut!" Diese geschmähten Generale konnten aber am 31. März ihren Einmarsch vollziehen, das Zentrum des bereits in seiner Auflösung begriffenen Kaiserreichs betreten. Als Metternich im April in Paris erschien, fand er ein Abkommen zur Unterschrift vor, durch das Napoleon unter Beibehaltung des Kaisertitels die Insel Elba als sein kleines Reich zugewiesen erhielt. Jetzt war dem Minister sogar diese Scheinherrschaft zu viel, zu gefährlich für den Frieden. Zar Alexander bemühte sich, die vorgebrachten Besorgnisse zu zerstreuen, ohne damit etwas zu erreichen.

1) August Fournier, Napoleon I. III. Wien 1906.

Erst als sich Metternich mit Schwarzenberg beraten hatte, gab er nach. Sind seine oft eitel retouchierten Aufzeichnungen in diesem Teile zutreffend, so hatte er damals deutlich das Gefühl, einen Vertrag zu billigen, der die Bundesgenossen „in weniger als zwei Jahren auf das Schlachtfeld zurückrufen" werde. Für die nächste Zeit war allenfalls Napoleons Empire vernichtet; der Unersättliche, der eine Weltherrschaft begründen wollte, mußte sich mit der kleinen Insel Elba abfertigen lassen. Im Schloßhofe zu Fontainebleau küßte Napoleon — angesichts der weinenden Garden — tieferschüttert das dreifarbige Band an dem Adler, der ihm in allen großen Schlachten vorangetragen wurde, und verließ hierauf sein zweites Vaterland, die Wiege seines unerreichten Ruhmes.

Geräuschlos kam jetzt Österreich in den allezeit heißbegehrten Besitz von Norditalien. Schon im Frühjahr 1813, als Fürst Schwarzenberg seine Truppen in Böhmen sammelte, wurde im Süden der Monarchie unter Hillers Leitung ein Heer aufgestellt, das sich auf die Beobachtung des Gegners beschränken sollte, aber manchen Kampf bestehen mußte. Im Januar 1814 schloß der immer schwankende, zerfahrene König von Neapel, Murat, mit Kaiser Franz ein Schutz- und Trutzbündnis; der undankbare Schwager des Korsen focht nun — recht unzuverlässig allerdings — vereint mit den Österreichern, die in Bellegarde einen neuen Kommandanten hatten, und mit den Engländern gegen die Herrschaft Napoleons auf der Apenninenhalbinsel, als deren Anwalt der treugebliebene Vizekönig Eugen auftrat. Bereits früher war es der österreichischen Südarmee möglich gewesen, sich freier zu bewegen, weil Metternich durch den Vertrag von Ried die Bayern aus Feinden zu Freunden machte. Im April 1814 nahm ein österreichischer General von Mailand, von der Hauptstadt des Königreichs Italien, Besitz; die Lombardei und Venedig standen bald wieder unter dem Zepter des Kaisers Franz.[1])

Am 4. Mai sahen Metternich und Schwarzenberg in der Straße Montmartre, wie König Ludwig XVIII. als neuer Herrscher in Paris ankam. Der Empfang, den die Stadt dem Bourbonen bereitete, löste in dem österreichischen Staatsmanne einen peinlichen Eindruck aus und ließ nichts Gutes ahnen. In der Hauptstadt Frankreichs wurde nun Friede geschlossen. Ludwig XVIII. gab sich mit den Grenzen des Königreichs vom 1. Januar 1792 zufrieden. Außerdem brachte man verschiedene Angelegenheiten Europas ins reine, aber

1) Adolf v. Wiedemann-Warnheim, Die Wiederherstellung der österreichischen Vorherrschaft in Italien. Wien 1912.

es blieben noch Streitfragen genug übrig. Darum besagte der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814, daß in zwei Monaten in Wien ein Kongreß stattzufinden habe, der die lückenhaften Bestimmungen vervollständigen solle. Der Fürsten und ihrer Rechtsansprüche hatte man sich an der Seine zartfühlend erinnert, der Völker und ihrer Wünsche gedachte man nicht mehr. Als volkstümlicher Befreiungskrieg war das gewaltige Unternehmen gegen Napoleon begonnen worden, das höfische Diplomaten kaltherzig beendeten.

Einen lieblicheren Rahmen als die Kaiserstadt an der Donau konnten sich die Herren Europas für die Stätte ihrer Beratungen nicht aussuchen. Auch waren anderwärts nicht so leicht gleich viele schaulustige, stets vergnügungsbereite Bewunderer der hohen Herrschaften und ihrer Feste zu finden wie in Wien. Der strenge Thugut hatte in den Jahren der Not sehr abfällig über die Charakterfestigkeit der Wiener geurteilt, aber jetzt zogen aus aller Welt Fürsten und Fürstendiener herbei, die in den Tagen heiterster Freude von den Bewohnern der Stadt entzückt waren. Der Kongreß — der nach einem geistreichen Worte des Fürsten de Ligne tanzte und nicht marschierte[1] —, der von herrlichen Festen, wundervollen Bällen, abwechslungsreichen Schaustellungen und fröhlichen Ausflügen fast erdrückt wurde, gehörte nach Wien, und die Wiener gehörten zum Kongresse.

Im September 1814 begann der Zustrom der Teilnehmer. Kaiser Franz konnte eine stattliche Zahl von gekrönten Häuptern begrüßen: den Zaren Alexander I., den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die Könige von Bayern, Württemberg und Dänemark, sowie die Herrscher von kleinen Ländern. Die ersten Staatsmänner Europas gaben sich gleichfalls Rendezvous; um den Fürsten Metternich, der zum Mittelpunkte des Kongresses wurde, scharten sich der schwerhörige aber trotzdem rührige Staatskanzler Hardenberg, dem der geistreiche, vielwissende Wilhelm von Humboldt zur Seite stand, Lord Castlereagh und der gefeierte Held von Spanien, der Herzog von Wellington, Nesselrode und der charakterlose ehemalige Bischof Talleyrand, der zur Zeit der Revolution ein Revolutionär, in den Tagen des Empire ein Bonapartist — freilich voll Tücke — und nun, da die Bourbonen wieder den Thron bestiegen hatten, ein Verfechter des Legitimitätsprinzips war. Der gewandte, aalglatte französische Staatsmann gewann starken Einfluß auf den Gang der

---

1) Graf de La Garde, Gemälde des Wiener Kongresses.

Geschäfte und nahm sich dreist an Rechten mehr heraus, als auf seinen Teil kam. Im ganzen gab es in Wien 90 Bevollmächtigte der am Krieg beteiligt gewesenen Mächte und 53 nicht geladene Vertreter, die verschiedene Forderungen zur Geltung bringen wollten. [1])

Nach außen hin haben Männer die große Politik des Kongresses gemacht. Im stillen jedoch spannten zarte Damenhände feine Netze aus, in denen sich die Herren der Schöpfung gerne verfingen. Neben den offiziellen Diplomaten traten schöne Diplomatinnen eifrig auf; lächelnd beherrschten sie die Salons, lächelnd die Politik. Die galante Fürstin Bagration, die anmutsvolle Herzogin von Sagan, die Gräfin Bernstorff, Lady Castlereagh, die Großfürstin Katharina, Alexanders Lieblingsschwester, und dann die Gräfin Zichy, die Fürstin Esterhazy, die Lanckoronska und Czartoryska: sie alle und noch viele mehr vollvollständigten den Kongreß und gaben ihm das eigentliche Gepräge.

Der Beginn der Arbeit verzögerte sich sehr. Schon die Festsetzung des 8. Oktober als Eröffnungstags bedeutete ein Hinausschieben, und selbst dieser Zeitpunkt wurde nicht eingehalten. Die „Wiener Zeitung" vertröstete schließlich auf den 1. November 1814. Plenarberatungen gab es überhaupt nicht; gearbeitet wurde nur in einem Ausschusse für die allgemeinen europäischen Angelegenheiten, in dem acht Staaten — Österreich, Preußen, Rußland, England, Frankreich, Spanien, Schweden und Portugal — vertreten waren, und in einem zweiten Ausschusse, der die deutschen Angelegenheiten ordnen solle. In ihm hatten anfangs Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg und Hannover Sitz und Stimme. Außerdem gab es eine Reihe von Unterausschüssen, die sich mit Spezialfragen befassen mußten. Groß war die Zahl der Probleme, mit denen man sich beschäftigen wollte, und vielgestaltig schienen die Themen der Erörterungen. Von der Negerfrage bis zum Schicksale der ehemaligen kleinen Republik Lucca, von der künftigen Einrichtung der Schweiz bis zur Wiederherstellung der deutschen Einheit — welche Fülle von Stoff für angestrengte Tätigkeit. Und dennoch, wie leichten Mutes ging man ans Werk!

Am meisten Sorge bereitete die Zukunft Sachsens und Polens. König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander I. hatten schon in Kalisch vereinbart, Sachsen mit dem Königreiche Preußen zu verschmelzen und das Herzogtum Warschau an Rußland anzugliedern. Diese begehrlichen Abmachungen waren in der Wiener

1) Wilhelm Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege II.

Hofburg bekannt und stießen in gleichem Maße auf den festen Widerstand des Kaisers Franz wie Metternichs. Der österreichische Herrscher konnte seinen Unmut nicht verbergen. In einem Gespräche mit dem Zaren lehnte er dessen Anspruch auf Polen so hitzig ab, daß ihn sein Minister zu der „Kraftäußerung" beglückwünschte. Metternich hatte sich schon auf dem Wege nach Paris bemüht, Preußen auf seine Seite zu bringen; als Preis bot er Sachsen an. Er schien ihm nicht zu groß, denn seine Hauptsorge war darauf gerichtet, das übermächtig gewordene Rußland zu isolieren und die Kräfte Mitteleuropas zu sammeln, um den stolzen, nach einem Vorrange strebenden Zaren im Schach zu halten. Allein Preußen ließ sich nicht gewinnen, denn Alexander hatte es bereits an sich gefesselt. Dagegen gelang es Metternich bei seiner Anwesenheit in London, den englischen Prinzregenten Österreich günstig zu stimmen und ein Einvernehmen mit dem Minister Castlereagh herzustellen. Es hatte seine Spitze gegen Rußland.

Der preußische Staatskanzler Hardenberg blies im Oktober verführerisch die Flöte. In einem Schreiben legte er Metternich drei Fragen vor, die alle mit der Überlassung von ganz Sachsen an den Hohenzollernstaat im Zusammenhang standen. Für den Fall, daß Österreich Preußens Vergrößerungslust befriedigen würde, kündigte er die Unterstützung des Wiener Hofes in der polnischen Sache an. Aber Metternich und sein Monarch blieben nun hart; das Interesse des Staates gebot den Widerspruch. Preußens Staatskanzler mahnte aber immer eindringlicher; im Dezember flocht er sogar in einem französischen Brief die holprigen deutschen Verse ein: „Fleuch, Zwietracht, fleuch von unserem Gaue, weiche! Es horste auf derselben Rieseneiche der Doppeladler und der schwarze Aar. Es sei fortan im ganzen Deutschen Reiche ein Wort, ein Sinn beschirmt von jenem Paar, und wo der deutschen Sprache Laute tönen, erblühe nur ein Reich des Kräft'gen und des Schönen." Doch was die Prosa nicht vermochte, gelang auch nicht der Poesie, und die Verbündeten der Befreiungskriege entfremdeten sich. Die Spannung stieg, als Metternich mit dem Zaren, von dem ihn sachliche Gegensätze trennten, noch ein persönliches Zerwürfnis hatte — der russische Kaiser wollte den Minister sogar zum Duell fordern. Es schien fast eine Weile, als würde der Kongreß durch eine Ministerkrise in Österreich gestört werden.[1])

1) Alfred Ritter von Arneth, Johann Freiherr von Wessenberg I. Wien 1898.

Indes, am 3. Januar 1815 wurde recht geheimnisvoll zwischen Österreich, Frankreich und England ein Vertrag vereinbart, durch den sich die drei Mächte verpflichteten, mit ihren militärischen Kräften Sachsen den preußischen Armen zu entreißen; befand sich doch das Land schon seit Oktober in der Verwaltung des Hohenzollernstaates. Da durfte Talleyrand voreilig voll Schadenfreude an seinen König schreiben: „Die Koalition ist aufgelöst, und sie ist es für immer!" Aber die Kanonen blieben unbespannt. Trotz der Gereiztheit siegte die Vernunft. Österreich setzte durch, daß Preußen sich zur Politik der Nachgiebigkeit bekannte. Anfang Februar schränkte Hardenberg den ursprünglich auf ganz Sachsen gerichteten Anspruch ein, und die drohende Entzweiung war damit abgewendet. Allmählich wurde in allen Einzelheiten ein zufriedenstellendes Einvernehmen erzielt, so daß die Angelegenheit im Mai erledigt war. Der König von Sachsen verlor nicht sein ganzes Land; immerhin mußte er seine Hinneigung zu Napoleon damit büßen, daß er etwa zwei Fünftel seines Besitzes an Friedrich Wilhelm III. abtrat. Durch die Lösung des sächsischen Problems kam die Ordnung der polnischen Frage in Fluß. Der Zar bewies gleichfalls Entgegenkommen.

Auf die Bewältigung der verwickeltsten Aufgaben des Kongresses hatte ein Ereignis erster Ordnung beflügelnd gewirkt. Am 26. Februar 1815 verließ Napoleon die Insel Elba, um das Kaiserreich wieder auferstehen zu lassen. In der Nacht vom 6. auf den 7. März traf die erste Nachricht in Wien ein. Metternich, der frühmorgens heimgekehrt war, konnte sich zuerst schlaftrunken nicht entschließen, in die ihm überreichte Depesche Einblick zu nehmen. Einmal gestört, fand er jedoch keine Ruhe, bis er die alarmierende Kunde erfuhr. In wenigen Minuten war der Fürst angekleidet; um acht Uhr begab er sich zu Kaiser Franz; gleich nachher zum Kaiser Alexander und hierauf zum König von Preußen. Überall fand er die größte Entschlossenheit, den abenteuerlichen Versuch zu durchkreuzen. Um 9 Uhr morgens war Metternich schon wieder in der Staatskanzlei, wo er mit dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg verhandelte, und eine Stunde später zogen die Sendboten nach allen Richtungen aus, um die Truppen zu verständigen. Am 13. März wurde Napoleon von den Kongreßmächten in Acht und Bann getan; Talleyrand, der einstige Minister des Korsen, verfaßte das Schriftstück Nicht länger als hundert Tage währte Napoleons neuerliche Herrschaft. Bei Waterloo zerrann sein Traum, denn Wellington und Blücher vernichteten seine Armee. Am 22. Juni dankte Napoleon

zum zweiten Male ab, nicht freiwillig, nicht leicht, sondern unter dem eisernen Zwange der Verhältnisse.

Der Kongreß in Wien war nicht unterbrochen worden, doch man hatte sich mit der Arbeit beeilt. Die so belebte Tätigkeit kam der Erledigung der deutschen Angelegenheit zugute. Im Juli 1814 hatten bereits Freiherr vom Stein und Fürst Hardenberg einen Plan für die künftige Gestaltung des Deutschen Reiches unterbreitet, der jedoch bei den österreichischen Staatsmännern keine Zustimmung fand. Mitte Oktober wurde dem Fünferausschusse des Kongresses ein Entwurf vorgelegt, dessen 12 Artikel die Diplomaten in 13 Sitzungen beschäftigten, ohne daß auch nur in einem wichtigen Punkte des Verfassungsproblems eine Einigung erzielt worden wäre. Metternich und Hardenberg hatten dieses Elaborat gemeinsam eingebracht. Am ungebärdigsten benahmen sich die Wortführer von Bayern und Württemberg, die für die vorzeitige Auflösung der ersten deutschen Konferenz verantwortlich waren. Noch knapp vor Toresschluß verwahrte sich auch Baden dagegen, daß dem Großherzog die Souveränität irgendwie zugunsten des Gesamtverbandes geschmälert werde. Der klägliche Mißerfolg der ersten Schritte ließ den Freiherrn vom Stein nicht verzagen, der in Wien als guter Genius für eine würdige Erledigung des Verfassungsproblems, für die Rechte des deutschen Volkes eintrat. Er verfaßte eine Note, die von den Vertretern von 29 deutschen Staaten und freien Städten im November an Österreich und Preußen gerichtet wurde. In diesem Schriftstücke verlangte Stein, daß nicht nur die fünf bevorzugten, sondern alle souveränen Staaten Deutschlands gemeinsam über ihr Schicksal beraten mögen; doch betonte er, daß „zum Besten des Ganzen diejenigen Einschränkungen" der Souveränität von den Unterzeichnern der Note gutgeheißen werden würden, die man als notwendig erachte.

Erst im Mai 1815 kam die deutsche Frage wieder auf die Tagesordnung: die zweite deutsche Konferenz nahm ihre Tätigkeit auf. Sie wurde durch die Zuziehung einiger Staaten erweitert. Metternich eröffnete die erste Sitzung und legte im Einverständnisse mit Preußen einen neuen Entwurf für die zukünftige Einrichtung vor. Diese Arbeit rührte im wesentlichen vom österreichischen Diplomaten Freiherr von Wessenberg her. Nicht weniger als 46 Verfassungsentwürfe dienten ihm zur Grundlage, so daß er mit Recht von einer „Herkulesarbeit" reden durfte. Dem Empfinden des deutschen Volkes entsprach das Werk wohl nicht, wie ja überhaupt die nationale

Begeisterung in der deutschen Konferenz keine Heimstätte fand. Im Gegenteil! Die Triebfeder der Regierungen — das österreichische und das preußische Kabinett mitinbegriffen — war nach dem vorsichtigen Urteile, das Ritter von Arneth[1]) fällte, eine ziemlich ausgeprägte Selbstsucht; die Interessen des eigenen Staates überwogen bei jeder Macht so sehr, daß für Gesamtdeutschland bloß wenig Liebe, oft sogar nur die öde Gleichgültigkeit übrigblieb. Da gab es für die schwungvollen Ideen eines Freiherrn vom Stein keinen Platz; das Kaisertum, das dem Reichsritter glanzvoll vor Augen schwebte, lebte nicht auf, ebensowenig wie ein kraftvolles Deutsches Reich. Nur ein schwächlicher Deutscher Bund erstand, einem unschönen Gefäße ohne richtigen Inhalt vergleichbar. Das war dem Fürsten Metternich nicht ganz recht, denn ihm hätte sogar ein „System von losen Allianzen" genügt. Anfang Juni hatten sich die meisten deutschen Bevollmächtigten zu dem Verfassungsentwurfe bekannt, dessen zwanzig Artikel als „Bundesakte" einen Bestandteil der langatmigen Wiener Kongreßakte bilden.

Die Versammlung von Diplomaten erklärte am 11. Juni 1815, daß ihre Arbeiten beendet seien. Der Kongreß, der Europas alte Landkarte ausgegraben und an einzelnen Stellen umgezeichnet hatte, der berufen war, den Frieden und die Ruhe des durch Napoleon aufgewühlten Weltteils zu begründen, beschloß sein Dasein.

In der Hauptstadt Frankreichs kam am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede zustande. Er war für Frankreich drückender als das frühere Übereinkommen, weil er eine Geldentschädigung von 700 Millionen vorsah und das Recht der Okkupation durch die Verbündeten für fünf Jahre sicherte. Der „Zustand der Unruhe und Gärung, den Frankreich nach so vielen gewaltsamen Erschütterungen, insbesondere nach der letzten Katastrophe", aufwies, ließ diese Maßregel für die besorgten Diplomaten wünschenswert erscheinen. Österreich hatte die französische Revolution und die Napoleonische Herrschaft mit unermeßlichen Opfern an Blut und Gut bezahlt; die Kriegskosten allein wurden mit einer Milliarde Gulden beziffert. Jetzt war man glücklich, den alten Länderbesitz im allgemeinen wiederhergestellt zu haben; Belgien und die Vorlande fehlten allerdings. Hingegen waren Venedig und das Küstenland zugewach-

---

1) Im ersten Bande der Biographie des Freiherrn von Wessenberg, in dem Arneth die Angriffe des Herrn von Treitschke gegen Österreich zurückweist.

sen, und Polen hatte bluten müssen. Auch die Einbeziehung des salzburgischen Gebietes war ein Gewinn.

Als Endpunkt dieser langen Kette fast einzig dastehender Ereignisse fällt ein Vertrag ins Auge, der dem Geiste des Zaren Alexander entsprang und in Paris vereinbart wurde. Er hat mehr Aufsehen erregt, als er verdiente, und mehr Anfeindung erfahren, als berechtigt gewesen wäre. Durch den Mystizismus einer nach einem bewegten Leben fromm gewordenen Frau — sie hieß Juliane von Krüdener — stark beeinflußt, veranlaßte der Zar die Stiftung eines christlichen Bundes, einer heiligen Allianz. Am 26. September 1815 unterfertigten Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander eine Urkunde, in der die drei Monarchen „angesichts der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß" bezeugten, die Lehren der heiligen Religion, Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens „zur alleinigen Regel ihrer Handlungen machen zu wollen, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten als in ihren Beziehungen zu allen andern Regierungen". Christlichkeit, Christlichkeit im edelsten Sinne des Wortes, predigte und verbürgte dieser Vertrag, der jedoch nicht mehr als ein Stück beschriebenes Pergament war; in die Wirklichkeit ging von ihm nichts über. Dennoch hat man all das, was in den nächsten Jahrzehnten an harter Unduldsamkeit, an Bedrückung und Verfolgung geschehen ist, auf das Konto dieser heiligen Allianz gesetzt. Das war eine Fehlbuchung, die man heute richtigstellen müßte, selbst wenn Metternich in seinen nachgelassenen Papieren nicht nachdrücklich auf sie hingewiesen hätte.

III. Metternich gegen Deutschlands Freiheit.

In den Jahren der aufreibenden Kämpfe und großen Opfer war ein neues Idealbild des deutschen Vaterlandes entstanden. Nicht klar und scharf umrissen in den einzelnen Zügen freilich, sondern mehr verschwommen. Auch gewann das Zukunftsreich in jedem Kopfe andere Formen, soweit es sich um Einzelheiten handelte. Im großen und ganzen strebten jedoch alle, die sich nun begeistert Deutsche nannten, nach einer Richtung. Die Kriegsnöte hatten die volle Bedeutung eines kräftigen Staatswesens erkennen gelehrt, und darum trug man nach einer starken mächtigen Gemeinschaft Verlangen, in der ein unbeugsamer Wille achtunggebietend herrschen sollte. Deutsche wollten nicht wieder gegen Deutsche zu Felde ziehen, und so hallte Arndts Ruf: „Das ganze Deutschland soll es sein, so=

weit die deutsche Zunge klingt" vielstimmig nach. Aber nicht nur Einigkeit war das hohe Ziel; man sehnte sich ebenso innig nach Freiheit. Die französische Revolution, die Verkündigung der Menschenrechte hatte auch jenseits der Grenzen Frankreichs den Bürgersinn geweckt und die Forderung nach politischen Mitbestimmungsrechten wachgerufen. Wie die Verfassung zu gestalten sei, das wurde verschieden ausgelegt. Der wackere Fr. Ludwig Jahn rief noch im Jahre 1810 in seinem klugen Buche über „Deutsches Volkstum" aus: „Möchten doch Staats- und Weltweise und Vaterlandsfreunde die schwierige Frage untersuchen: Wieviel Stände? Welche? Allgemeines Standesstimmrecht? Wahl und Wählbarkeit der Stellvertreter, Abgeordneten und Sprecher? Vereint die Stände, oder getrennt, oder ganz abgesondert, untergeordnet oder nebengeordnet?" Dieser kernhafte Deutsche steckte tief in der Vorstellung vom Segen des Ständewesens. Andere gingen viel weiter, indem sie das Repräsentativsystem lebhaft verfochten.

Indes, wie auch die Forderungen geartet sein mochten, die deutsche Bundesakte vom Juni 1815 erfüllte sie in keiner Weise. Wer gehofft hatte, war durch die in Wien geschaffene Verfassung bitter enttäuscht. Der Deutsche Bund, der durch sie ins Leben gerufen wurde, entsprach nicht einmal den bescheidensten Erwartungen. Er war ein Geschöpf der Not, ein schwächliches Auskunftsmittel. Artikel 2 der Bundesakte bestimmte als Zweck die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten. Ergänzend sagte der Artikel 11: „Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und garantieren sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.... Die Bundesglieder behalten zwar das Recht, Bündnisse aller Art zu schließen, verpflichten sich jedoch, keine Verbindungen einzugehen, die gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären." Eine kleine Aufmerksamkeit für die Völker enthielt der 13. Artikel, der kurz und leider vieldeutig erklärte: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Das klang fast wie ein Versprechen für die Zukunft, wie eine Anweisung auf die nachträgliche Gewährung von Rechten, die bei der Beratung über die Grundlagen unberücksichtigt geblieben waren.

Vergebens suchte man im Deutschen Bunde nach einer zweckentsprechenden Bundesregierung. Als einziges Gesamtorgan Deutsch-

lands wurde eine von den 39 souveränen Staaten beschickte Bundesversammlung eingesetzt. Ihre Aufgabe war nicht umgrenzt, ja nicht einmal annähernd festgestellt. Es hieß bloß, daß die hohe Bundesversammlung nach innen und außen für Sicherheit zu sorgen habe. Die wichtigen Gegenstände, wie Verfassungsänderungen und bleibende Bundeseinrichtungen, sollten nur durch den einstimmigen Beschluß aller Staaten zustande kommen können. Es gab also wie im ehemaligen polnischen Reichstage ein alles hemmendes Veto.[1]) In der Regel entschieden in der Bundesversammlung nur 17 Stimmen. Die 11 größeren Staaten hatten das Recht, je eine Stimme abzugeben, während die 28 kleineren Gebiete in 6 Kurien gesondert wurden, wobei jede Kurie eine Stimme erhielt. Bloß bei wenigen Gegenständen war eine andere Art der Willensäußerung vorgesehen. Für sie galt nicht der Ausspruch des engeren Rates, wie die Vereinigung der 17 Stimmen amtlich hieß, sondern eine Plenarversammlung, die auf eine sehr verwickelte Weise zustande kam und insgesamt 70 Stimmen aufwies. Der Geschäftsgang war äußerst schleppend. Jede Sache kam zur Vorberatung an einen Ausschuß. Lag dessen Bericht vor, dann hatten die Gesandten die Verhaltungsmaßregeln bei ihren saumseligen Höfen einzuholen. Hierauf mußten sich die Vertreter der Regierungen, die in einer Kurie zusammengepfercht waren, verständigen, wobei oft Monate verstrichen. Sollte man endlich zur Abstimmung schreiten, dann waren bisweilen neue Instruktionen erforderlich; manchesmal mußte die Angelegenheit sogar wieder vor den Ausschuß gebracht werden. Im Zeitalter der Postkutsche hatte man es im allgemeinen nicht sehr eilig, aber das Tempo der Bundesversammlung erregte dennoch überall Spott. Den Schaden trug allerdings die Bevölkerung.

Die Eröffnung der Bundesversammlung war ursprünglich für den 1. September 1815 in Aussicht genommen. Allein es mußte mehr als ein Jahr verfließen, ehe sich die Bundestagsgesandten zum ersten Male zusammenfanden. Vorher hatte der preußische Vertreter noch einen Versuch unternommen, ein Einverständnis zwischen Österreich und Preußen über die Teilung der Macht im Bunde zustande zu bringen. Als Grundlage wurde das Prinzip der Gleichstellung beider Staaten vorgeschlagen; der Gesandte der Wiener Regierung sollte den Vorsitz in der Bundesversammlung innehaben, der Sendbote des Berliner Kabinetts das Protokoll führen.

1) Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. I.

Im Bundesheere hätten die beiden Großmächte natürliche Kristallisationspunkte bilden sollen; die Truppen der kleineren Staaten wären demnach an die Armeen Österreichs oder Preußens anzuschließen gewesen. Solche Anträge konnten dem Fürsten Metternich nicht sehr gelegen kommen. Obgleich er im ersten Augenblicke eine freundliche Miene gezeigt hatte, und trotzdem er auf das Zusammenwirken Österreichs mit Preußen gegen Rußland das größte Gewicht legte, wartete er doch nur auf den nächsten Anlaß, der seine Berliner Kollegen aus dem Himmel ihrer Hoffnungen schleudern würde. Die Vorschläge Preußens wurden den Gesandten der anderen Bundesmitglieder bekanntgegeben und bewirkten bei den kleineren Staaten Ausbrüche der Entrüstung. Der Bund könne auch ohne Preußen bestehen, meinte der Vertreter von Mecklenburg trotzig. Metternich hatte erreicht, was er wünschte. Die Berliner Regierung mußte den Gesandtenposten bei der Bundesregierung einem neuen Manne anvertrauen. Am 5. November 1816 ging die Eröffnung der Bundesversammlung in Frankfurt a. M. vor sich. Die Bürger dieser Stadt, die Zeugen so mancher prunkvollen Kaiserkrönung gewesen waren, staunten über die Nüchternheit der Zeremonie. Der österreichische Gesandte, der den Vorsitz zu führen hatte, hielt eine phrasenreiche Rede, die zur Inhaltslosigkeit der Bundesverfassung paßte.[1])

Das schwerfällige Räderwerk des Deutschen Bundes war in Gang gekommen. Aber jetzt, da es knatternd seine Drehungen vollführte, wurde der ganze Jammer erst offenbar. Die Wirklichkeit unterschied sich auch gar zu kraß von den Idealen, die am stärksten in der Jugend des deutschen Volkes lebten. Darum gebärdeten sich die Studenten am aufgeregtesten und unruhevollsten. Schon im Jahre 1810 hatte Jahn in Berlin den „Deutschen Bund" gegründet, eine Vereinigung, die es ihren Mitgliedern zur Pflicht machte, „sich frei und selbständig nach eigentümlicher Weise im Lernen und Leben zum deutschen Manne zu bilden", fromm und deutsch zu leben und dem Vaterlande zu dienen. Ähnlich organisierte sich die Hochschuljugend in andern Städten.

Ihre Regsamkeit, ihr leidenschaftliches Interesse für das öffentliche Leben mißfiel besonders der österreichischen Regierung, die daheim erfolgreich mit ihrer Beruhigungsarbeit begonnen hatte. Alle Äußerungen bürgerlichen Selbstbewußtseins wurden in der Donaumonarchie allmählich unterdrückt; die Presse mußte sich stumm

1) H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs II. Stuttgart 1903.

dem obrigkeitlichen Gebote fügen. Kurz, auch die letzten Nachwirkungen der gehobenen Stimmung in der Befreiungszeit sollten raschestens verschwinden. Wohin die Regierung steuerte, konnte man recht deutlich aus einem von ihr unterstützten literarischen Unternehmen ersehen. Die „Wiener Jahrbücher“ führte Gentz, der dienstfertige publizistische Agent des Ministers Metternich, mit einem Artikel gegen die Preßfreiheit ein, der aus der englischen Geschichte Beweise für die Notwendigkeit der strengen Beaufsichtigung herbeiholte. Schlecht war man in Wien auf jene einsichtsvollen Herrscher zu sprechen, die ihren Völkern modernere Verfassungen gewährten. Den Anfang hatte der geistig hochstehende Gönner Goethes, der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, verheißungsvoll gemacht, der im Mai 1816 dem Liberalismus Zugeständnisse gewährte und den „Staatsbürgern“ in seinem Ländchen politische Rechte einräumte. In Bayern wurden zwei Jahre später die Grundzüge einer „aus freiem Entschlusse“ gegebenen Verfassung veröffentlicht; gleich nachher befolgte Baden das gute Beispiel. Der schwere Kummer des Fürsten Metternich ist zu verstehen, wenn man sich erinnert, daß Kaiser Franz in dieser Zeit nicht zu bewegen war, den ungarischen Landtag einzuberufen. Doch vorläufig mußte man das Leid in sich hinunterwürgen und es dabei genug sein lassen, die Faust in der Tasche zu ballen. Vielleicht wird von irgendwo ein Helfer in der Not kommen? Aber die österreichische Regierung brauchte nicht lange zu warten. Die deutsche Jugend förderte selbst die rückschrittlichen Absichten der ruhebedürftigen Staatsmänner.

Am 18. Oktober 1817 versammelten sich über Einladung der Jenenser Burschenschaft auf der Wartburg etwa 500—600 Studenten der verschiedenen deutschen Universitäten. Es galt das Fest der Erinnerung an Luther und an die Völkerschlacht bei Leipzig feierlich zu begehen. Karl August von Sachsen-Weimar hatte die Benützung der Schloßräume ausdrücklich gestattet und sogar das Holz für die Freudenfeuer gespendet, die abends auflohen sollten. Die Feststimmung, die sich der versammelten Jugend mitteilte, kam in flammenden Reden und in begeisterten Liedern zum Ausdrucke. Es ging hoch und laut her, und als des Abends übelbeleumundete Bücher verbrannt und eine preußische Ulanenschnürbrust ebenso wie ein kurhessischer Normalzopf und ein österreichischer Korporalstock dem prasselnden Feuer geweiht wurden, da war des Jubels kein Ende. Die Studenten, die sich diese Ulke erlaubten, ahnten wohl nicht, daß ihre unschuldig gemeinten Vergnügungen den Anstoß zu hochnotpein-

lichen Maßnahmen geben würden. Metternich jedoch ließ sich das Fest auf der Wartburg nicht entgehen, zumal da er in Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Gesinnungsgenossen fand. Der König traute den demokratischen Strömungen ohnehin nicht, ja er fürchtete sogar die „Demagogen", die von Volksrechten und von nationalen Besitztümern schwärmten. Auf sein empfängliches Gemüt wirkte nun Metternich ein. Er verstärkte in der Seele des Königs das Mißtrauen und schuf dadurch eine Stimmung, die seinen Plänen förderlich war.

Die Staaten Europas vor Beunruhigungen zu bewahren, dahin strebte der österreichische Minister des Äußern mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht. Ihm schienen die Erschütterungen, die durch innere Krisen entstehen konnten, nicht weniger gefährlich als die Umwälzungen, die von außen kamen. Schaudernd sah er gleich vielen Staatsmännern seiner Zeit das Gespenst der Revolution; die Erinnerung an die Umwälzungen in Frankreich und an ihre Schrecken beherrschte sein Denken und Handeln. Gegen beide Arten des Verhängnisses sollten ausreichende Vorkehrungen getroffen werden. Für das Gleichgewicht der Staaten sorgte das Bündnis der vier Monarchen, das fortbestand; nun gedachte Metternich auch den inneren Frieden zu verbürgen, indem er gegen den Geist der Unzufriedenheit und der hoffnungsfreudigen Erwartung zu Felde zog. Für diese Bestrebungen erwies sich der Kongreß, der am 29. September 1818 in Aachen eröffnet wurde, außerordentlich vorteilhaft. In der alten, deutschen Stadt wogte eine festliche Menge; Künstler und Abenteurer, interessante Frauen, schaulustige und geschäftsgierige Mitglieder der Gesellschaft waren herbeigeströmt, um Zeugen der Beratungen zu sein. Außer dem Kaiser von Österreich, dem Könige von Preußen und dem Zaren hatten sich die bedeutendsten Staatsmänner ein Stelldichein gegeben, Metternich und Gentz, Hardenberg und Humboldt, Wellington und Castlereagh, Nesselrode und Capodistria und unter den Franzosen Richelieu fanden sich zusammen. Der österreichische Minister des Äußern war bereits eine vielumworbene Person, der anerkannte, durch seine bisherigen Erfolge verwöhnte Führer, das weise Haupt unter den Staatsmännern. Wurde er doch schon vorher ein „Heros der Politik" genannt.[1]) In Aachen leuchtete dem Fürsten Metternich die Sonne des Glücks heller denn je. Alles schien sich nach seinen Wünschen anzulassen. Zar Alexan-

1) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 2. Teil.

der war ein anderer geworden. Die Wahrnehmung, daß an seinem eigenen Hofe demagogische Geheimbünde bestanden, daß seine Gardeoffiziere sogar revolutionären Ideen zuneigten, hatte seine liberalen Regungen erstickt. Der Kaiser — den einst Max von Schenkendorf schwärmerisch besang:

„Ein Held ist ausgezogen, ein Held der Freundlichkeit,
Ihn trug auf rauhen Wogen die wildbewegte Zeit.
Er nahm zu Schwert und Schilde den Glauben und die Treu',
Sein Gürtel heißet Milde und Gott sein Feldgeschrei!“

war jetzt für die gespensterseherische Furchtsamkeit eines Metternich aufnahmefähig. Auch König Friedrich Wilhelm zeigte sich noch leichter beeinflußbar als früher, denn der schlechte Eindruck, den das Fest der jugendlichen Begeisterung auf der Wartburg in ihm ausgelöst hatte, hielt an. Da fanden die beharrlichen Warnungen des österreichischen Staatsmannes, Preußens Herrscher möge auf keinen Fall die im Mai 1815 verheißene Volksrepräsentation gewähren, offene Ohren und volles Verständnis. Selbst in England wurde Metternichs Stimme gerne gehört, denn das engherzige Torykabinett zollte dem Staatsmanne Beifall, der sich als Beschirmer der konservativen Weltanschauungen anpries.

Die eigentlichen Arbeiten des Kongresses gingen flott von statten. Es fehlte zwar nicht an Gegensätzen, aber die verschiedenen Meinungen stießen nicht rauh aneinander. Man war versöhnlich gestimmt. Gleich zu Anfang erledigte man ohne Debatte die Angelegenheit der Räumung Frankreichs. Schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen über das künftige Verhältnis des bourbonischen Königs Ludwig XVIII. zu den Bundesgenossen. Der führende Vertreter Frankreichs wünschte, daß sein Herrscher in den Bund Österreichs, Preußens, Englands und Rußlands als vollwertiges fünftes Glied aufgenommen werde. Metternich jedoch hob in einer Denkschrift hervor, Frankreich befinde sich nicht in der gleichen Lage wie die verbündeten Staaten. Das Königreich sei aus der Revolution hervorgegangen und noch vom Streite der Parteien durchtobt. Deshalb könne es nicht ohne Einschränkung in den Bund aufgenommen werden; es müsse sich vielmehr begnügen, von Fall zu Fall zur Teilnahme an den Beratungen der Alliierten aufgefordert zu werden. Am 15. November wurde die Urkunde unterzeichnet, durch die Frankreich seinen Beitritt zu dem System des allgemeinen Friedens aussprach und sich den vier Mächten anschloß. Ganz im geheimen aber erneuerten die alten Verbündeten ihre Verabredun-

gen von Chaumont und setzten selbst die militärischen Vorkehrungen fest, die im Falle neuer Unruhen in Frankreich getroffen werden sollten.

Über die Zustände in Deutschland und über die Notwendigkeit eines Kampfes gegen die Bewegungsparteien wurde in vertraulichen Gesprächen der Monarchen und ihrer Staatsmänner ein Gedankenaustausch gepflogen. Zu schroffen Maßnahmen kam es zwar nicht, doch Metternichs wortreiche Überredungskunst und die Ängstlichkeit der andern bereiteten den Boden für künftige Aktionen vor. Der österreichische Minister wußte eine Denkschrift geschickt zu verwenden, die der phantastische Walache Stourdza ausgearbeitet hatte. Dieses Memorandum wollte die Aufmerksamkeit auf die besorgniserregenden Erscheinungen in Deutschland lenken, das politische Treiben an den Universitäten aufdecken und die Mängel im Erziehungswesen sowie die Schäden der Preßfreiheit dartun. Auf den eingeschüchterten Zaren machte die Denkschrift — die durch eine Indiskretion bald zur Kenntnis der erstaunten Öffentlichkeit gelangte — keinen geringen Eindruck, so daß Metternich gewonnenes Spiel hatte. In Aachen arbeitete der österreichische Staatsmann auch zwei Schriftstücke aus, die er einem Berliner Gesinnungsgenossen, dem mächtigen Fürsten Wittgenstein, mit der Weisung übersandte, sie im rechten Augenblicke in die Hände des Königs von Preußen gelangen zu lassen. Hardenberg war bereits ins Vertrauen gezogen. Die eine Denkschrift faßte all das zusammen, was der Minister gegen einen wirkungsvollen Parlamentarismus vorzubringen hatte. Er wollte bloß den sieben preußischen Provinzen je eine Ständeversammlung zugestanden wissen. Das zweite Schriftstück beschäftigte sich mit dem Erziehungswesen, mit den Turnanstalten und mit der Preßfreiheit. Nachdem Metternich das drohende Unheil mit den düstersten Farben ausgemalt hatte, kam er zu den eindringlichen Ratschlägen, daß Preußen ohne leichtfertigen Zeitverlust gegen das Turnwesen einschreiten müsse, daß es mit Österreich schleunigst über andere gemeinsame Eingriffe verhandeln solle und daß schließlich über alles, was geschehen werde, die dichtesten Schleier des Geheimnisses zu breiten seien.[1]) Vorläufig traute man sich noch nicht, die Karten aufzudecken, doch bald wurde man kühner.

Gegen Ende November fanden die Feste und Beratungen, die heiteren Spiele und die ernsten Verhandlungen ihren Abschluß. Met-

1) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren III.

ternich fühlte sich in seiner Stellung gefestigt. Zu dem militärischen war dem ruhebedürftigen Europa nun der diplomatische Friede für Jahre gesichert. Ein System, das Gentz die europäische Föderation nannte, wurde aufgerichtet, und in ihm spielte der Wiener Kaiserhof nicht mehr als deutsche Macht, sondern gestützt auf seine österreichische Stellung eine führende Rolle. Rußlands Versuche, ihn zurückzudrängen und sich selbst nach Napoleons Sturz zur Vormacht Europas zu erheben, galten als gescheitert; seine Politik war in ruhigere Bahnen gelenkt.[1]) Österreich konnte sich auf Englands und besonders auf Preußens Unterstützung berufen, und es war dadurch nicht bloß geschützt, sondern auch gebietend. Die Aachener Konferenzen bildeten einen Markstein auf dem Wege der diplomatischen Entwicklung. Gentz blickte auf Wochen guter Geschäfte. Am 25. November 1818 schrieb er in sein Tagebuch: „Ich nehme von Aachen zwei neue Orden und 6000 Dukaten an Geschenken mit, obwohl ich während meines Aufenthaltes daselbst 1800 Dukaten ausgegeben habe. Außerdem waren diese zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unstreitig die interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten meines Lebens!“[2])

In Deutschland dauerte die politische Geschäftigkeit der Jugend fort, und auch ernste Männer träumten den schönen Traum weiter, den die Jahre der Erhebung in die Köpfe gepflanzt hatten. Aber die Schwarmgeister gaben sich nicht mehr mit harmlosen Kundgebungen, hochschäumenden Zeitungsergüssen und geschwätzigen Bierbankrevolutionen zufrieden. Es ist immer gefährlich, wenn Begeisterung plötzlich in Mißstimmung umschlägt. Die Verzagtheit läßt dann schwarze Pläne entstehen; sie leitet die Gedanken nach einer falschen Richtung. Einzelne deutsche Jünglinge glaubten jetzt wirklich, einen vernichtenden Kampf gegen unbeliebte Persönlichkeiten führen zu sollen, um Deutschlands Freiheit mit Menschenmorden zu erringen. Durch die Denkschrift des jungen Stourdza wurde die Aufmerksamkeit auf Rußland und dessen Schergen gelenkt. Im März 1819 zückte der Beamtensohn Karl Sand, der an mehreren Universitäten Theologie studiert hatte, den Dolch gegen den fruchtbaren Schriftsteller Kotzebue. Auf diesem unglücklichen Manne lastete der Verdacht, ein Spion Rußlands zu sein; mit klingender Münze, so meinte man, würde sein Haß gegen alle Regungen der Demokratie erkauft. Sand

1) Ernst Molden, Zur Geschichte des österreichisch-russischen Gegensatzes. Wien 1916.

2) Tagebücher von Friedrich von Gentz II.

tötete Kotzebue sogleich, aber der Streich, den er hierauf gegen sich selbst führte, brachte ihm nur eine schwere Verletzung bei. Der Attentäter konnte dem Gericht überliefert werden, und der Scharfrichter waltete seines traurigen Amtes. Kurze Zeit nachher kam ein zweiter politischer Mordversuch vor, der diesmal einem ehrenwerten, rechtlichen Beamten, dem Präsidenten von Ibell, galt. Nun hatten die Schwarzseher scheinbar recht, die seit Jahren voll Mißtrauen gegen die Volksbewegung waren und die bisher vergeblich nach rücksichtslosen Eingriffen der Regierungen verlangten. Das vergossene Blut legte für sie Zeugnis ab. In der allgemeinen Bestürzung, die sich bei den Hütern der Ordnung einstellte, hörte man jetzt um so williger auf die Warner.

Metternich durfte sich wieder brüsten, einen Seherblick bekundet zu haben. „Ich für meinen Teil" — schrieb er schon im April aus Rom — „hege keinen Zweifel, daß der Mörder (Kotzebues) nicht aus eigenem Antriebe, sondern infolge eines geheimen Bundes handelte. Hier wird wahres Übel auch einiges Gute erzeugen, weil der arme Kotzebue nun einmal als ein argumentum ad hominem dasteht. Meine Sorge geht dahin, der Sache die beste Folge zu geben, und in dieser Sorge werde ich nicht lau vorgehen." Am rührigsten zeigte sich Herr von Gentz, der seine Feder besonders eilig über die blanken Papierbogen gleiten ließ. Am 25. April entwarf er bereits einen fertigen Plan für den Vorstoß gegen alle volkstümlichen Bewegungen, den er dem Minister des Äußern unterbreitete. Seine Vorschläge, führte er selbst aus, würden sich am leichtesten und kürzesten im Sommer in Karlsbad verwirklichen lassen, und zur Einleitung einer Beratung in dem beliebten böhmischen Kurorte wäre vielleicht eine Korrespondenz mit den in Betracht kommenden Männern genügend. Die Anregungen des österreichischen Hofrates fielen auf fruchtbaren Boden.

Im Juli 1819 kam Metternich nach Karlsbad, um aus dem Brunnen wieder einmal Gesundheit zu schöpfen. Ein Ausflug nach dem nahen Teplitz, wo König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und seine Ratgeber versammelt waren, sollte zur Herbeiführung eines vollen Einverständnisses zwischen den zwei tonangebenden Mächten des Deutschen Bundes dienen. „Sie wissen," so empfing der schwächliche Monarch den Minister — „daß niemand mehr als ich das Gute will. Meine Lage ist aber schwer, denn es fehlen mir Leute. Das Mögliche muß jedoch geschehen, und deshalb vertraue ich auf Sie, daß Sie mir helfen, über einen gemessenen Vorgang übereinzu-

kommen.“ Solche Worte drangen wie Sphärenklänge in die Ohren Metternichs. Dieser ließ seine zündende Beredsamkeit spielen, indem er die Schreckhaftigkeit der im Zuge befindlichen Verschwörungen darlegte und Preußen als den Hauptsitz des Übels verleumdete. Schließlich rückte der Staatsmann mit seinem Herzenswunsche heraus, daß Friedrich Wilhelm in seinem Staate keine Volksvertretung einführen möge. Er übergab dem Könige ein Memorandum des allezeit hilfsbereiten Gentz, in dem viel Überredungskraft aufgeboten wurde, um das ständische Vertretungssystem gegenüber dem Repräsentativsystem herauszustreichen. Preußens König wies den Minister des Äußern an seine Vertrauensmänner, mit denen der österreichische Staatsmann schnell ins reine kam. Die „Teplitzer Punktationen“ wurden vereinbart. Österreich und Preußen hatten in ihnen ein gemeinsames Programm festgelegt, das in Karlsbad einem Kollegium von deutschen Staatsmännern zur Annahme unterbreitet werden sollte.

In der Sprudelstadt wurden im August bei angenehmen Diners, bei gemütlichen Spaziergängen und bei anderen gesellschaftlichen Zusammenkünften die Angelegenheiten im Sinne Metternichs vortrefflich erledigt. Vertreten waren außer Österreich noch Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Mecklenburg, Nassau, Kurhessen und selbst Sachsen-Weimar, dessen großherziger Fürst die Freiheit gerne beschirmte und den reaktionären Gelüsten der Wiener und Berliner Staatsmänner standhielt. Sein Abgesandter wurde zuerst „wie eine Art von wilden Tieren von jedermann geflohen und gemieden“, bis später herauskam, daß der wegen seines Liberalismus furchtbar scheinende weimarsche Minister von Fritsch eigentlich ein recht zahmes Herrlein sei. Über vielerlei setzte man sich in Karlsbad auseinander. Man suchte „die Ungewißheit über den Sinn und die daraus entspringenden Mißdeutungen des Artikels 13 der Bundesakte“ zu bannen, unrichtige Vorstellungen über die Bundesversammlung und ihre Befugnisse zu zerstreuen, die Gebrechen des Schul- und Unterrichtswesens klarzulegen und die Mißbräuche, denen die Druckerpresse zur Ausführung verhalf, festzustellen. Aber es blieb nicht nur bei der Kritik, sondern man bemühte sich auch, Abhilfe zu schaffen. So kamen die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse zustande, die das arme Deutschland schwer bedrückten. Die Universitäten wurden unter Polizeiaufsicht gestellt. Jede Hochschule erhielt einen Regierungsbevollmächtigten, der „den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren

Vorträgen verfahren, beobachten und diesen, ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und in die Lehrmethoden, eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der studierenden Jugend Rücksicht nehmende Richtung geben" sollte. Die Bundesregierungen wurden ferner verpflichtet, Universitätsprofessoren und andere Lehrer, die verderbliche, die bestehende Staatsordnung untergrabende Lehren verbreiteten, von den Universitäten und anderen Schulen zu entfernen, damit ja nur im Geiste des reaktionären Absolutismus unterrichtet werde. Ein Lehrer, der in einem Bundesstaate beanstandet wurde, mußte in den andern Bundesstaaten ohne Obdach bleiben. Den geheimen oder nichtanerkannten Verbindungen der Studenten wurde arg zugesetzt; man blies ihnen das Lebenslichtlein aus. Jünglinge, die sich dennoch unerlaubt verbanden, sollten zu keinem öffentlichen Amte zugelassen werden. Ein Student, der an einer Universität fortgewiesen wurde, durfte an keiner andern Aufnahme finden. Zeitungen und Schriften, die nicht über 20 Druckbogen aufwiesen, sollten fortab in keinem Bundesstaate ohne vorherige Zensur zum Drucke befördert werden. Eine außerordentliche Zentraluntersuchungskommission zu Mainz erhielt den Auftrag, eine möglichst gründliche und umfassende Nachforschung nach dem Ursprunge und nach den Verzweigungen der revolutionären Umtriebe anzustellen. Diese Maßnahmen zum Schutze der angeblich bedrohten Güter der Menschheit mußten, um rechtsverbindliche Kraft zu erhalten, der hohen Bundesversammlung in Frankfurt a. M. vorgelegt werden. Das geschah so, daß die ehrsamen Gesandten überrumpelt wurden. Am 20. September 1819 sanktionierte die oberste Reichsbehörde in Frankfurt die Anschläge gegen die Freiheit. Merkwürdig genug: der Revolution von unten wollte man durch eine Revolution von oben beikommen. Die Karlsbader Beschlüsse vernichteten das freie Verfügungsrecht der Einzelstaaten und bildeten deshalb eine Verletzung des Bundesrechtes, einen Faustschlag gegen die Grundsätze der Bundesakte. Doch darum kümmerte man sich wenig. Die Großen durften sündigen, nur die Kleinen sollten es nicht tun.[1])

Gewiß, die Karlsbader Beschlüsse sind durch Metternich hervorgerufen worden, und sie haben Österreich moralisch geschädigt. Der Name des Staates wurde überall dort mit Abneigung genannt, wo man sich nach Freiheit sehnte und die bessere Zeit vorbereiten half, die auch anbrechen sollte. Als sich die Folgen der Beschlüsse ganz fühlbar

1) Georg Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Berlin 1900.

machten, entsetzten sich die aufgeweckten Untertanen über das Werk des Unheils. Dieses stieß jedoch schon vom ersten Augenblick an auf eine heftige Ablehnung. Selbst der preußische Minister Wilhelm von Humboldt nannte die Karlsbader Abmachungen „schändlich, antinational, ein denkendes Volk beleidigend". Der österreichische Diplomat Freiherr von Wessenberg, der — in diesem Falle nicht charakterfest — Metternich zuerst viel Schmeichelhaftes schrieb, vertraute seine wahre Gesinnung privaten Aufzeichnungen an, in denen die Beschlüsse sehr schlecht wegkamen. „Wer wollte wohl" — in diese Worte brach Wessenberg aus — „die Strahlen der Sonne verlöschen, weil sie uns manchmal recht fühlbar belästigen?!"[1]) Aber war auch Österreichs Staatslenker der Urheber des plumpen Vernichtungsfeldzuges gegen den Idealismus, er konnte nur durchdringen, weil er empfängliche Seelen antraf. Denn nicht besser als in Wien ließen sich die Verhältnisse in Berlin an. Von dort aus wurde schon früher mit einer jämmerlichen Demagogenverfolgung begonnen, der die edelsten Männer des deutschen Volkes zum Opfer fielen. Und die sächsische Regierung fand sogar, daß in Karlsbad nicht genug Arbeit geleistet wurde.

Das Werk, das man in dem böhmischen Weltkurorte begonnen hatte, sollte in Wien seine Fortsetzung finden. Die süddeutschen Kammern, in denen ein freies Wort gesprochen werden durfte, erregten den Ärger Metternichs, den das Verfassungsleben in einzelnen Bundesstaaten außerordentlich störte. Gegen den Konstitutionalismus mußte ein Damm aufgerichtet werden; wenn er sich schon nicht ganz ersticken ließ, so sollte er in seinem Siegesmarsche nicht weiter dringen. Solchen Gedanken waren die Minister der im engeren Bundesrate stimmberechtigten 17 Staaten — wenigstens der Mehrzahl nach — nicht abgeneigt, die sich am 25. November 1819 in Wien zusammenfanden, um den Orakelsprüchen des Fürsten Metternich zu lauschen. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, denn man kam erst im Frühjahre zu einem vollständigen Einvernehmen. Dennoch verliefen die Beratungen besser, als es der Minister des Äußern vorhergesehen hatte, weil die Opposition Bayerns und Württembergs weniger hartnäckig ausfiel, als zu erwarten war. Die „Wiener Schlußakte", die am 15. Mai 1820 unterzeichnet wurde, erhielt schon einige Wochen später die Zustimmung der Frankfurter Bundesversammlung. Sie bildete eine Ergänzung der Bundesakte

1) Alfred Ritter von Arneth, Johann Freiherr von Wessenberg II. Wien 1898.

und schloß die grundlegende Gesetzgebung für den Deutschen Bund ab. Ihr Inhalt gliedert sich in 65 Artikel. Interessant ist die 25. Bestimmung, nach der die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten jeder Regierung allein zusteht. Als Ausnahme durfte jedoch im Falle einer Widersetzlichkeit der Untertanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten eine gegenseitige Hilfeleistung der Regierungen stattfinden. Dies hätte entweder auf Verlangen des betreffenden Staates zu geschehen, oder „wenn dieser durch die Umstände gehindert werden sollte, die Hilfe des Bundes zu begehren", auch ohne ausdrückliches Ansuchen. Der vielberufene Artikel 13 der Bundesakte fand nun eine authentische Erklärung. Den freien Fürsten der Bundesstaaten blieb es überlassen, die inneren Landesangelegenheiten mit Berücksichtigung sowohl der früheren gesetzlich bestandenen ständischen Rechte als der obwaltenden Verhältnisse zu ordnen. Von dem Wunsche Metternichs, die Verfassungen der Einzelstaaten der Autorität der Bundesgewalt zu unterwerfen, geschah vorläufig keine Erwähnung. Das sollte der Zukunft vorbehalten bleiben. Der Partikularismus hatte bei den Wiener Beratungen noch das Feld behauptet und dadurch verhütet, daß der Deutsche Bund jetzt schon in eine Zwangsanstalt zur Bestrafung jeglicher modernen Regung umgewandelt wurde. Etwas entsagungsvoll meinte deshalb der österreichische Staatsmann in einem Berichte an den Kaiser Franz: „Mit dem hier zu Ende gehenden Werke ist das Größte geschehen, was heute geschehen konnte. Zur Stunde sehe ich bereits die Folgen, welche die Korrektheit unseres Ganges täglich mehr entwickeln wird. Ein Wort, von Österreich gesprochen, wird in ganz Deutschland ein unverbrüchliches Gesetz sein. Nun erst werden die Karlsbader Maßregeln in ihr wahres Leben treten und alle diejenigen, die zur Ruhe in Deutschland erforderlich sind, sich ganz natürlich anschließen." Nicht alles, nur etwas war erreicht! Aber Metternich hoffte auf eine ergiebigere Ernte in der nächsten Zeit.

Die qualvolle Bevormundung der Untertanen, denen man bereits vor Jahren rücksichtslos erklärt hatte, daß in der Zeit der Befreiung nicht sie, sondern die Fürsten und ihre Minister Deutschland gerettet hätten — der einsichtige Erzherzog Johann gestand gerne das Gegenteil zu —, machte täglich Fortschritte. Metternichs Selbstbewußtsein stieg infolgedessen, so daß der Minister auch über *die anderen Regierungen herrschen wollte*. Ein Teil der Staatsmänner in den deutschen Bundesgebieten fügte sich freiwillig und horchte de-

mütig auf die Wünsche, die in Wien ausgesprochen wurden. Da, wo man sich nicht ins Joch beugen ließ, sollte man es büßen. Bayern, Württemberg, Baden und die beiden Hessen, die sich dem österreichisch-preußischen Diktate zu widersetzen wagten, wurden, wenn es nur ging, hart angefaßt. Der großherzogliche Hof in Darmstadt mußte seinen Gesandten am Frankfurter Bundestage abberufen, weil dieser Diplomat Metternichs Eigenwilligkeit verletzte, und Württemberg, das sich mutig weigerte, in gleich schmählicher Weise nachzugeben, konnte sich zuletzt doch nicht behaupten. Im Sommer des Jahres 1823 hatte der österreichische Minister des Äußern die Bundesversammlung von den oppositionellen Elementen geräumt. Sein Geist herrschte, ohne jedoch in den deutschen Landen alle Keime gesunden politischen Lebens vernichten zu können. Immerhin meinte ein Frankfurter Bundestagsgesandter um diese Zeit charakteristisch: „Ich wünsche fortzukommen. Es ist nicht länger möglich, etwas zu wirken oder etwas zu verhindern, was der Mühe wert wäre, und ich kann meine Zeit besser anwenden, als leeres Stroh dreschen zu helfen und meinen Namen unter Protokolle zu setzen, deren Inhalt meiner Überzeugung zuwider ist." Im Juli 1824 wurde in Frankfurt der Antrag gestellt, von der Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle Abstand zu nehmen. Österreich scheute die Öffentlichkeit, und es wußte warum. Fortab blieb die Bundesversammlung in Dunkel gehüllt. [1])

Im Sommer des Jahres 1824 durfte Metternich das Hochgefühl irdischer Macht so recht empfinden. Er hielt im Schlosse Johannisberg Hof, das ihm für seine Verdienste um die Befreiung Deutschlands geschenkt worden war. Also der richtige Ort, um die Knebelung des deutschen Volkes zu besorgen. Die Karlsbader Beschlüsse, die bloß für fünf Jahre galten, mußten erneuert werden. „Ihre gedeihlichen, alle Erwartungen weit übersteigenden Folgen" [2]) waren ja sichtbar geworden, wie der Minister in einem Schreiben an den Kaiser hervorhob. In seiner herrlichen Besitzung versammelte der Staatsmann eine große Zahl von Kollegen, mit denen er die weiteren Schritte besprach. „Von allen Seiten" — hieß es selbstgefällig in einem Briefe Metternichs — „strömen Leute zu mir; die einen sind gut und bieten mir Hilfe, die andern sind schwach und verlassen mich gestärkt; die dritten sind schlecht und wollen erforschen, was ich denn eigentlich im Schilde führe. Diese verlassen mich ebenso unwissend, wie sie gekommen sind." Am 16. August 1824 bekannte

1) Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich I. Prag 1860.
2) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren IV.

sich die rückgratlose Bundesversammlung in Frankfurt a. M. neuerdings zu den gehässigen Karlsbader Beschlüssen und schuf diesen für unbestimmte Zeit Geltungskraft; „zur Aufrechterhaltung der innern Sicherheit und öffentlichen Ordnung“, wie man sich selbst täuschte. Wieder einmal war Deutschland gerettet, und die klugen Hirten der großen Herde Volk durften sich gemächlich in den Schatten legen....

Für nicht lange Zeit freilich! Die Julirevolution, die im Jahre 1830 Frankreich in Ludwig Philipp einen neuen König gab, und die andern revolutionären Erschütterungen, die bald folgten, gingen an den Staaten des Deutschen Bundes nicht spurlos vorüber. Braunschweig, Kurhessen und Sachsen hatten ihre Aufstände, während in andern Gebieten, wo es bereits geordnete Verfassungsverhältnisse gab, die demokratische Partei an Macht gewann. So gärte es fast überall, und die Staatsmänner, deren Denkkraft und deren Willensstärke zu schwach waren, um die beklagenswerten wirklichen Übelstände auszurotten, verfielen abermals träg in die alte Gewohnheit, die Untertanen durch obrigkeitlichen Druck gewaltsam zur Ruhe zu bringen. Sie überlegten nicht, daß der Druck irgendwie und irgendwann einen Gegendruck hervorrufen werde.

In dieser Zeit der Umwälzungen rührte sich Österreichs Bevölkerung nicht. Die Ständeversammlungen waren zu Schattengebilden herabgesunken, und der ungarische Landtag, der seit dem Jahre 1825 wieder arbeitete, belästigte noch nicht allzusehr. Großartig verrichtete die Polizei die ihr zugewiesene Aufgabe; sie sah alles, hörte alles und zögerte nicht, mit rauher Hand dreinzufahren, wenn sie einen strafenswerten Sünder erspäht zu haben meinte. Einen Einblick in das geheimnisvolle Getriebe der Behörde erhält man durch die folgende kurze, aber trotzdem aufschlußreiche Notiz des österreichischen Diplomaten Prokesch-Osten, der gewiß nicht der Neigung zu boshafter Übertreibung beschuldigt werden kann: „Die Briefaufmachung wird regelmäßig betrieben. Hier (in Wien) sind 60 Personen damit beschäftigt; viele Schriftstücke werden aber schon an den Grenzen geöffnet. Die Polizei ist vor vielen Jahren von Metternich abhängig gemacht worden. Der Kaiser und sein Adjutant bringen ein paar Stunden des Tages mit der Anhörung der Interzepte zu.“[1]) Mit scharfen Augen durchmusterten die Zensoren die vielen Manuskripte, die ihnen zukamen; nur selten entging ihnen eine verdächtige Stelle. Unabhängige politische Zeitungen gab es in Öster-

1) Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten. Wien 1909

reich überhaupt nicht, und die Theaterstücke, die auf die Bühne gebracht wurden, mußten sich vorher eine sorgfältige behördliche Reinigung gefallen lassen, einerlei, ob ihr Verfasser Schiller oder Lessing hieß oder ein einfältiger Possenschmierer war. Einer besonderen Aufmerksamkeit erfreuten sich die Hochschulen. Man förderte zwar nicht ihre Blüte, ihre Entwicklung, doch man behorchte die Vortragenden, und wehe, wenn ein Wort über die Lippen sprang, das zur konservativen Weltanschauung der Ordnungshüter nicht paßte!

Aber wie sonderbar! Auf dieser Insel konservativer Seligkeit fühlten sich nur die konservativen Geister wohl, die im Laufe der Jahre ganz geistlos geworden waren. Gentz, der sich bei aller Anpassung an das herrschende System ein wenig Scharfblick bewahrt hatte, ahnte den Zusammenbruch des wunderschönen, leider nur schwachen Gebäudes; er fühlte das Nahen der Revolution in Österreich und bekam selbst bisweilen revolutionäre Anwandlungen. „In Bezug des Fortschreitens der liberalen Ideen" — bemerkte Prokesch-Osten im Jahre 1830 — „äußerte mir Gentz, er halte das Zusammenstürzen alles Bestehenden für unabwendbar." Und einer Freundin hatte er schon zwei Jahre vorher ahnend geschrieben: „Die Weltgeschichte ist ein ewiger Übergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislaufe zerstört alles sich selbst, und die Frucht, die zur Reife gediehen ist, löset sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht hat.... Dies war kein Grund, die mir einmal zugefallene Aufgabe nicht mit Beharrlichkeit zu verfolgen; nur ein schlechter Soldat verläßt seine Fahne, wenn das Glück ihr abhold zu werden scheint."[1])

Metternich wurde nicht so leicht von pessimistischen Empfindungen übermannt. Er sah nicht den Untergang vorher, sondern glaubte nur um so mehr verpflichtet zu sein, den Deutschen Bund mit einer chinesischen Mauer zu umgeben und das Aufflackern der Volksleidenschaft unmöglich zu machen. Mit allen Mitteln sollte der Mensch zum stumpfsinnigen Untertanen herabgewürdigt werden. In diesen Bestrebungen wurde der österreichische Minister des Äußern von dem unbedeutenden, gedankenarmen Staatsmanne Ancillon unterstützt, der in Preußen den Grafen Bernstorff ablöste. Ancillon war das gerade Gegenteil seines Vorgängers, der den wahren Satz geschrieben, das beste Mittel gegen den Geist der Empörung sei die Abstellung der Mißbräuche, deren sich so viele deutsche Regierungen schuldig gemacht hätten. Deshalb begrüßte Metternich den neuen

1) Briefe von und an Friedrich von Gentz III. München 1913.

Staatsmann herzlich als Bundesgenossen. Aber während Preußen immerhin in der Schule und in der Forschung Tüchtiges leistete, erstarrte Österreich trotz der großartigen Schöpfungen seiner Dichter und früher auch seiner Musiker, und es erschien der Welt als Hort aller Rückschrittlichkeit. So verlor der Staat auch viel von der Zuneigung der deutschen Bruderstämme.

Am 28. Juni 1832 *erhob der Frankfurter Bundestag* sechs von Österreich und Preußen gestellte *Anträge zum Beschlusse*, die allerdings durch Bayerns Fürsprache eine Abschwächung erfahren hatten. Metternich war ein gelehriger Schüler des rückschrittlichen Berner Staatsrechtslehrers Haller, der der Welt mit vieler Überzeugungskraft das Evangelium der Bedrückung predigte. „Fliehet das Wort Konstitution, es ist Gift in Monarchien", hatte dieser beschränkte Heilige den Fürsten Europas zugerufen. Derartige Lehren sog niemand dankbarer in sich auf wie der österreichische Staatskanzler, dem es willkommen war, für seine Taten Argumente zu finden. Die Stimme Hallers tönt auch aus dem gewundenen Memorandum, mit dem Metternich die sechs Artikel begründete. „Als diejenige Erscheinung" — lautete eine Stelle — „welche ein ernstliches Wollen und Vollbringen wirksamster Anwendung der in der Bundesversammlung liegenden Mittel der Erhaltung und des Schutzes von seiten aller beteiligten Fürsten am dringendsten erheischt, sind im gegenwärtigen Augenblicke wohl die notorischen Anmaßungen der Kammern in mehreren Bundesstaaten zu betrachten, die fast gefährlicher werden könnten als die früher zum Vorscheine gekommene rohe Gewalt des Aufstandes zügelloser Volkshaufen, da das Gewand der ständischen Opposition, worin diese Anmaßungen des demokratischen Zeitgeistes sich kleiden, ein verfassungsmäßiges ist...."[1] Also: Vernichtung der spärlichen Rechte der Landtage! Durch die Beschlüsse der Bundesversammlung wurden die deutschen Souveräne zur Verwerfung jedes gegen das monarchische Prinzip verstoßenden Antrages ihrer Stände verpflichtet. Versuche von Steuerverweigerungen durch die Landesparlamente sollten von Bundes wegen mit Waffengewalt unterdrückt werden. Die innere Gesetzgebung der Einzelstaaten wurde hinter die des Bundes gestellt. Am Bundestage sollte eine Kommission zur Überwachung der ständischen Verhältnisse eingesetzt werden, deren Wirksamkeit mit sechs Jahren begrenzt ward. Doch schon wenige Tage später, im Juli,

1) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren V.

erfolgten weitere Maßregeln. Das Verbot aller Volksversammlungen wurde ausgesprochen und die schärfste Aufsicht über verdächtige Persönlichkeiten angeordnet. Die Vorschriften gegen die Universitäten brachte man abermals in Erinnerung; die Verbreitung deutscher im Auslande gedruckter Schriften erfuhr eine Behinderung. Auch zwang man die badische Regierung, das in ihrem Lande bestehende freiheitliche Preßgesetz aufzuheben. Die rückgratlose Fügsamkeit, mit der die Bundesversammlung den Winken Metternichs gehorchte, erweckte im Auslande lebhaften Unwillen. Von England aus suchte Palmerston die Emsigkeit im Kampfe gegen die Freiheit zu zügeln, aber der österreichische Minister des Äußern verbat sich solche Eingriffe sehr energisch. Er, der sich gerne in die Angelegenheiten fremder Staaten einmengte, der überall intervenierte, wollte mit einem Male von Interventionen nichts hören.[1])

Die reaktionären Maßnahmen der Bundesversammlung wären vielleicht nicht zustande gekommen, wenn den österreichischen und preußischen Staatsmännern nicht ein Ereignis zu Hilfe gekommen sein würde, das in den Ministerien Schrecken und Sorge verbreitete. Am 27. Mai 1832 gab es im Hambacher Schlosse eine Versammlung, an der viele Tausende Demokraten teilnahmen. Nicht nur Deutsche, auch Franzosen und Polen waren herbeigeströmt. Man sprach viel von Freiheit und von den Rechten des Volkes, ja man äußerte sich sogar abfällig über die Majestät der Könige. Das Hambacher Fest mit seinem starken republikanischen Einschlage blieb nicht vereinzelt, denn an beiden Ufern des Rheins erfolgten ähnliche Kundgebungen. Mehr brauchten Metternich und Ancillon nicht. Wer bisher noch über die Gespensterfurcht der wachsamen Staatsmänner gelächelt hatte, der mußte endlich einsehen, daß die Revolution schon bis nahe an den Ausbruch herangereift war. Der Widerstand gegen die harte Unterdrückung aller oppositionellen Handlungen in den Kammern verschwand auch bei den Regierenden, und die Gesandten in Frankfurt a. M. staunten wieder einmal über die prophetische Gabe des weisen Österreichers und des ahnungsvollen Preußen.

Aber einige demokratische Hitzköpfe — Phantasten, die es immer und überall gibt — wollten sich nicht nur radikal sprechen hören. Sie planten viel Größeres. Wenn erst irgendwo die rote Fahne gehißt würde, könnte es dann ausbleiben, daß ganz Deutschland vom Lärm des Aufruhrs widerhallte? Es mußten sich demnach bloß ein paar

1) Theodor Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution (1815—1851). Berlin 1883.

tapfere Männer finden und zum ersten Schlage ausholen, um dem vielbeklagten Jammer der Reaktion ein Ende zu bereiten. Und siehe da, die Tapferen fanden sich! Durch die törichten Phrasen einiger Großsprecher berauscht, ließen sich einige schwärmerische Studenten aus Heidelberg, Würzburg und Erlangen unüberlegt herbei, am 3. April 1833 einen tragikomischen Putsch am Sitze des Deutschen Bundestages auszuführen. Am Abende überfielen die Verschworenen — es waren etwa 60 Personen — mit schwarzrotgoldenen Schnüren versehen und bewaffnet die Haupt- und Konstablerwache zu Frankfurt a. M. Vom Dome erscholl die Sturmglocke, um den Revolutionären Zulauf zu verschaffen. Aber die Frankfurter blieben ruhig, und die Leute in der Umgebung beeilten sich nicht. Die verwegene Schar war demnach auf sich selbst angewiesen, als das Militär anrückte. Ein kurzer Kampf forderte immerhin neun Tote zum Opfer; 24 Menschen wurden verwundet. Doch des aussichtslosen Ringens müde, ergriffen die Verschwörer bald die Flucht. Etwas blieb freilich zurück: ein neuer Grund für Metternich. Wohin sollte es kommen, wenn die hohe Bundesversammlung, das oberste Organ des Deutschen Bundes, nicht mehr ihres Daseins sicher sein könnte? Das Vorkommnis — so meinte der österreichische Minister — schreie förmlich nach strengen Maßnahmen, nach einer Fortsetzung der Kette von Verordnungen und Beschlüssen, an der man seit den Karlsbader Tagen arbeitete.

Im nächsten Jahre — Mitte Januar 1834 — traten schon die Minister der deutschen Staaten in Wien zu geheimnisvollen Beratungen zusammen. Metternich begrüßte die Erschienenen mit einer langen Ansprache und entließ sie am 12. Juni mit einer gleichfalls recht wortreichen Rede. Wir alle teilen gewiß die Ansicht" — verabschiedete sich der Staatskanzler —, „daß die Gefahren, von denen unser gemeinsames Vaterland bedroht ist, ein trauriges Resultat tiefgreifender älterer Ereignisse, ein Produkt bedauernswerter Irrtümer, überhaupt eine Wirkung von Ursachen seien, deren Schuld eine andere Zeit als die unsre trägt. Wer wäre nun eitel genug, zu glauben, daß menschliche Beratungen ein Übel, das leider eine so weit hinaufreichende und so vielfach verzweigte Geschichte hat, in weniger Monate Frist mit der Wurzel ausrotten und seine Spuren vertilgen könnten? Unser Trost darf jedoch sein, daß geschehen ist, was menschliche Kräfte vermochten und mehr noch als dies, daß ein Weg gefunden und eröffnet ist, der, wenn er mit treuem und beharrlichem Festhalten an dem einmal als recht Erkannten verfolgt

wird, nicht bloß aus den in diesem Augenblicke drohenden Gefahren und Bedrängnissen zu führen, sondern auch für alle Zukunft auf einen bessern Pfad der Ordnung, der echten Freiheit und des Rechtes zu leiten geeignet ist...." Ein Schlußprotokoll mit 60 Artikeln bildete das Ergebnis der gemächlichen Ministerkonferenz. Nur ein Teil davon — soweit er in die Form von Bundesgesetzen gegossen wurde — kam zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Über die wesentlichsten Beschlüsse wurde erst zehn Jahre nachher Licht verbreitet. Die Regierungen sollten unbeirrt durch die Wünsche und Forderungen der Landtage vorgehen. Käme es dadurch zu Streitigkeiten zwischen den Kabinetten und den Ständen, dann hätte ein Schiedsgericht die Angelegenheit zu ordnen. Dieses Schiedsgericht aber, das Metternich besonders pries, wurde so gestaltet, daß es Geist vom Geiste der Bundesversammlung, also Fleisch vom Fleische Metternichs war.

Die Wiener Ministerkonferenzen bildeten einen wichtigen Punkt im Lebensgange des österreichischen Staatskanzlers; mehr sollte er in den deutschen Landen nicht erreichen können, mehr war aber kaum zu verlangen. Von der alten Kaiserstadt aus beherrschte der Feind des Volkes, der Freund aller Müden und Trägen nun den Deutschen Bund mit seinen rund drei Dutzend Staaten und Regierungen. Österreich war die Vormacht in Deutschland — freilich ein trauriger Führer in einer traurigen Zeit. Nach den Wiener Ministerberatungen ging es mit dem Einflusse Metternichs sachte abwärts. Im Jahre 1840 bestieg in Preußen Friedrich Wilhelm IV. den Thron. Ein König kam zur Herrschaft, dessen Charakter rätselhaft, dessen Wesen mit wenigen Worten kaum zu veranschaulichen war. In der Abneigung gegen den modernen Konstitutionalismus stimmte der Herrscher als stolzer Verteidiger des überlieferten Fürstenrechtes zwar mit Metternich überein, sonst unterschied er sich von ihm vielfach. In Preußen wurden auch die Opfer der Demagogenverfolgung aus den dumpfen Kerkern befreit, und sie kamen wieder zu den verdienten Ehren. Die Metternichsche Finsternis wich im Hohenzollernstaate immer mehr, während sich der Himmel über Österreich noch verdunkelte. Dort gab es ein mäßiges Vorwärtsschreiten, hier wurde man verknöcherter, seniler....

IV. Im Dienste der europäischen Reaktion.[1]

A. Die Kongresse.

Sehnsüchtig haben die Deutschen jahrhundertelang nach dem Süden geblickt. Italien war das Gebiet, auf das die Wünsche nach territorialer Ausdehnung, nach Eroberung am liebsten hinwiesen. Auch in der österreichischen Politik hat der nimmerruhende Drang nach dem Süden eine große Rolle gespielt. Herrscher und Minister träumten von der Erweiterung der Hausmacht auf italienischem Boden, von der Vorherrschaft jenseits der Alpen. Kaiser Franz, dessen Wiege in Italien stand, beklagte in den Tagen der Napoleonischen Umwälzungen nichts so sehr wie den Verlust der italienischen Gebiete, den sein Haus und den Österreich erlitten hatten. Deshalb ließ er sich schon zur Zeit, da er sich an Preußen, Rußland und England anschloß, um die Weltherrschaft des Korsen zu erschüttern, die Rückgabe der illyrischen Provinzen verbriefen.[2] Als dann die Hoffnung erfüllt und Napoleon geschlagen war, beeilte sich die Habsburg-Lothringische Monarchie, ihre Rechte auf Norditalien zur Geltung zu bringen. Widerspruchslos gingen die Bundesgenossen darauf ein. So war denn ein gutes Stück Arbeit bereits geleistet, ehe der Wiener Kongreß zusammentrat. Allein Metternich ruhte nicht; er bestrebte sich nun, noch einen Teil des Kirchenstaates an Österreich zu reißen und dadurch Absichten zu verwirklichen, die manchen seiner Vorgänger leiteten. Die Verkleinerung des päpstlichen Länderbesitzes stieß jedoch auf den Widerspruch der Mächte, vornehmlich auf die Bedenken nicht römisch-katholischer Fürsten. Indes, man konnte sich in der Wiener Hofburg mit dem Schicksale abfinden, denn es brachte die Gebiete im Süden zurück. Österreich wurde wieder Herr der Lombardei, Veneziens und der illyrischen Provinzen; den Thron von Toskana bestieg Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaisers; ebenso kam ein Angehöriger des kaiserlichen Hauses in den Besitz von Modena, während Parma und Piacenza der Gemahlin Napoleons, Maria Luise, der Tochter Franz' I., zufielen.

---

1) Alfred Stern, Geschichte Europas von 1815—1871 (bisher 7 Bände). Berlin und Stuttgart. — Theodor Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution (1815—1851). Berlin 1883.

2) Freiherr von Helfert, Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des Lombardo-Venezianischen Königreichs. Innsbruck 1901.

In **Venedig** wurde der Wandel der Regierung freudig begrüßt. Anders gestalteten sich die Verhältnisse in der **Lombardei** und in erster Linie in **Mailand**. Diese Stadt, die Napoleon zum Mittelpunkte des Königreichs Italien erhoben hatte, wollte sich nicht dem herben Schicksale, eine gewöhnliche Provinzstadt sein zu müssen, fügen. Überdies blieben auch die hochfliegenden Wünsche der Mailänder nach einer freien Verfassung unerfüllt. Zu einer italienischen Abordnung, die Kaiser Franz schon in Paris aufsuchte, meinte der österreichische Herrscher, daß die Herren wohl einsehen werden, daß, nachdem ihr Land von der Wehrmacht erobert worden sei, weder von einem Königreich Italien noch von einer Verfassung die Rede sein könne.[1] Dennoch bemühten sich die ersten Sendboten der österreichischen Verwaltung voll flammenden Eifers, die zurückeroberten Provinzen mit dem Bande der Liebe an Österreich zu knüpfen und das Beste zu leisten, das sich vollbringen ließ. In ihnen war etwas von der hohen Auffassung eines Wessenberg, der im Juli 1814 aus Mailand an Metternich schrieb: „Ich kann Sie versichern, daß die Italiener bei weitem leichter zu behandeln sind, als man glaubt. Wenn man Rücksicht und Achtung für sie an den Tag legt, kann man mit ihnen weit kommen. Behandelt man sie als eine achtbare Nation, so wird man alles aus ihnen machen können, zeigt man ihnen hingegen Mißtrauen oder gar Verachtung, so werden sie uns feindlich gesinnt sein...." In Wien war man jedoch der großen Aufgabe nicht gewachsen. Mit Kleinlichkeit und Argwohn blickte man nach dem Süden und lähmte die führenden Beamten in Mailand und Venedig, statt ihnen ihre schwierige Aufgabe zu erleichtern. Zudem ergaben sich aus den eigenartigen Zuständen, die sich in der Napoleonischen Zeit herausgebildet hatten, vielerlei Verwicklungen, die schmerzliche Eingriffe gebieterisch erforderten. Unzählige Existenzen mußten dem Vorteile der Allgemeinheit geopfert werden, und die wirtschaftlich Geschädigten gesellten sich zu den politisch Enttäuschten. So entwickelte sich allmählich eine feindselige Stimmung gegen Österreich, die nicht besser wurde, als Metternich die Bleikammern des venezianischen Staatsgefängnisses und die furchtbaren Zellen der Festung Spielberg politisch verwertete.

Den tiefen Sinn der nationalen Bewegung jenseits der Alpen wollte man nicht verstehen. Nach dem großen Kongresse in Wien verschwand im „Österreichischen Beobachter" die Rubrik Italien;

1) Adolf v. Wiedemann-Warnhelm, Die Wiederherstellung der österreichischen Vorherrschaft in Italien (1813—1815). Wien 1912.

das Blatt, das von Gentz beeinflußt wurde, kannte fortab nur mehr ein Königreich Sardinien oder Sizilien usw. Doch obgleich Metternich jene geringschätzig belächelte, die von einem selbständigen, freien Italien schwärmten, dachte er lebhaft daran, einen italienischen Bund — eine Vereinigung der Fürsten — zu stiften und in ein Vasallenverhältnis zum Kaiserstaate zu bringen. Sollte der Wiener Hof nicht auf Dank rechnen, da er mit seinen Truppen die Restauration auf der Halbinsel durchgeführt und die zertrümmerten Throne wieder aufgerichtet hatte? Im Juni 1815 schloß Österreich mit Neapel einen Vertrag. In geheimen Artikeln wurde ausgemacht, daß König Ferdinand keine Verfassung einführen und keine Neuerungen dulden dürfe; auch sollte er kein Bündnis eingehen, das dem Übereinkommen oder dem künftigen italienischen Bunde widerspreche. Fast um dieselbe Zeit wurden mit Toskana und Modena Schutz- und Trutzbündnisse vereinbart. Aber Metternichs von reaktionärem Geiste erfüllter Plan der Gründung eines italienischen Bundes scheiterte. Der Papst lehnte ab, und selbst der einsichtsvolle Großherzog von Toskana wollte nicht Knechtesdienste leisten. Am energischsten widersprach Sardinien, das bereits anfing, der Wiener Hofburg Übelwollen zu bezeigen. In diesem Beginnen wurde das Königreich von Rußland angeeifert, dessen Staatsmann Capodistria vielleicht unbewußt ein Stück Zukunft verkündete, als er den Satz aussprach: Die Idee der italienischen Unabhängigkeit könnte Sardinien viele Vorteile bringen und Österreich viel Übles antun.

Eine Zeit hindurch herrschte in Italien jene dumpfe Stille, die das Ideal Metternichs war. Aber da kam das Jahr 1820. Im März gab es in Spanien eine Revolution, und im Juli brach in Neapel ganz unvermutet eine Militärverschwörung aus, die den böswilligen König Ferdinand zur Einführung der spanischen Verfassung zwang. Die italienischen Patrioten jubelten, und Rossetti besang jauchzend das Morgenrot der neapolitanischen Freiheit. Das waren schlimme Botschaften für die Fanatiker des starrsten Absolutismus. Zar Alexander konnte sein Temperament kaum zügeln. Als er von dem Umsturze in Spanien hörte, wollte er am liebsten sofort losfahren, um dem Volke seinen Erfolg streitig zu machen. Diesmal jedoch winkte Metternich ab, weil er die Verstärkung des russischen Einflusses nicht dulden mochte. Als der Minister aber von der Umwälzung in Süditalien erfuhr, da fand er plötzlich, daß der Augenblick gekommen sei, in Aktion zu treten. Metternich dachte allerdings an ein selbständiges Einschreiten Österreichs, womit er egoisti-

sche Zwecke verband. Doch die andern Großmächte und die italienischen Fürsten rochen den Braten und hemmten den Tatendrang des Ministers. Frankreichs König stellte den Antrag, daß ein allgemeiner Kongreß einberufen werden möge, um in Neapel Ordnung zu schaffen. Noch beabsichtigte Ludwig XVIII. nicht, das Königreich beider Sizilien in den Absolutismus zurückzuwerfen, sondern er wollte bloß die spanische Verfassung, die das Volk mit größerer Macht als den Herrscher ausstattete, beseitigen und einen begrenzteren Konstitutionalismus einführen helfen.

Vom 23. Oktober ab tagte in dem kleinstädtischen Troppau wieder ein Kongreß. Außer den Kaisern von Österreich und Rußland und dem König von Preußen waren noch andere Fürstlichkeiten herbeigeeilt. Unter den Diplomaten ragten neben Metternich Nesselrode und Capodistria als Vertreter Rußlands, Hardenberg und Bernstorff als die Wortführer Preußens hervor. Auch England und Frankreich hatten sich eingestellt. Der österreichische Minister des Äußern beanspruchte für seinen Staat das Recht der bewaffneten Intervention in Neapel, während der Zar Alexander nun für ein gemeinsames Vorgehen der europäischen Großmächte eintrat. Der König von Preußen verhielt sich passiv, denn sich stark zur Geltung zu bringen, war nicht seine Sache. Metternichs Aussichten standen einen Augenblick schlecht. Da erbarmte sich das Glück wieder seiner. Früher als der Zar hatte er von einer kleinen Meuterei in einem russischen Garderegiment Nachricht erhalten, und als er mit dieser Kunde zu Alexander kam, benützte er die Überraschung des kaiserlichen Herrn, um das Schreckgespenst der Revolution aufsteigen zu lassen und es in grauenerregender Furchtbarkeit hinzustellen. Der verlegene und ergrimmte Zar ließ sich überreden; noch mehr, er tat fast Buße für das, was er in den Jahren seiner liberalen Gesinnung — wie er meinte — Schlechtes angerichtet hatte. Gegen die „revolutionäre Seuche“ sollten umfassende Vorkehrungen getroffen werden. Österreich, Rußland und Preußen taten sich am 19. November 1820 zusammen, um für die gründliche Heilung von den schweren Schäden zu sorgen. „Wenn in Staaten, die der europäischen Allianz angehören“, hieß es, „Regierungsänderungen bewirkt werden und ihre Folgen andere Staaten bedrohen, so sind sie aus der Allianz ausgeschlossen, bis ihre Lage Bürgschaften legitimer Ordnung und Beständigkeit bietet.“ Die Verbündeten legten sich das Recht bei, in einem solchen Falle Zwangsmittel zur Anwendung zu bringen; dabei sollte jedoch die Landkarte Europas, so wie sie im Jahre 1815

entworfen war, erhalten bleiben. Der von der Revolution bedrängte König Ferdinand von Neapel wurde eingeladen, vor dem Kongresse zu erscheinen; zur Erleichterung seiner Reise beschloß man aber den Ort der Beratungen nach Laibach zu verlegen. Das Protokoll der österreichisch-preußisch-russischen Abmachungen wurde nachträglich den Vertretern Englands und Frankreichs zur Kenntnis gebracht. Die englische Regierung, die auf das Londoner Parlament Rücksicht nehmen mußte, verwarf zwar den Grundsatz der Intervention und der gegenseitigen Garantie, legte aber den drei Mächten keine ernsten Hindernisse in den Weg. Der französische König förderte dagegen ihre Unternehmungen.

Im Januar 1821 fand man sich in Laibach zusammen. König Ferdinand durfte ohne Zustimmung des Parlaments sein Land nicht verlassen; darum schmeichelte er den Abgeordneten mit der listigen Versicherung, daß er auf dem Kongresse für die in Neapel eingeführte spanische Verfassung eintreten werde. Diese gröbliche Täuschung wirkte, und der König verließ seinen Staat auf einem Schiffe, das mit den Farben der Carbonari geschmückt war. In Laibach vollendete sich Neapels Schicksal. Die Mächte verlangten vom neapolitanischen Parlamente, daß es in die Aufhebung der Verfassung einwillige, und fast gleichzeitig überschritten österreichische Regimenter den Po. Niemand freute sich mehr über diese ernste Wendung als Ferdinand, dem der Konstitutionalismus in tiefster Seele verhaßt war. Wohl schritt man im Königreiche zum Widerstande, denn die Freunde der Verfassung wollten sich nicht ergeben. Mit hochklingenden Worten verständigten sie die Welt von der Absicht einer heroischen Gegenwehr, um sich dann feige vor den Österreichern zurückzuziehen. Die kaiserliche Armee stellte in Neapel und Sizilien rasch die Ordnung, das heißt den Absolutismus, her, und König Ferdinand durfte als unbeschränkter Herr zurückkehren. Über diesen König äußerte sich Metternich in Laibach höhnisch: „Zum zweiten Male schon fällt mir die Aufgabe zu, ihn aufzurichten, da er die traurige Gewohnheit hat, immer wieder zu stürzen. Viele Könige glauben, daß der Thron nur ein Fauteuil ist, auf dem man bequem einschlafen kann. Im Jahre 1821 ist jedoch ein solcher Schlafsessel recht unbequem und schlecht ausgepolstert.“[1]) Trotzdem unterstützte der österreichische Minister das Schreckensregiment, das der eidbrüchige Herrscher, der die beschworene Verfassung fröhlich verworfen hatte, nun entfaltete.

---

1) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. III.

In Laibach erfuhren die Kongreßteilnehmer auch von der Revolution, die mittlerweile in Piemont ausgebrochen war. Im Tagebuche des Herrn von Gentz findet man vermerkt, wie bestürzt die Herren waren. „Dieser unerwartete Schlag traf mich wie uns alle sehr hart." Aber wozu hatte man marschbereite Regimenter und gut ausgestattete Arsenale? Kräftiger als die Völker konnten sich die Kanonen Gehör verschaffen. Österreich intervenierte auf seine Art in Piemont, und die Diplomaten hatten die Genugtuung, noch in Laibach zu erfahren, daß die sardinische Revolution gewaltsam unterdrückt worden sei. Mit salbungsvollen Worten zeigte Metternich den Höfen an, daß der Kongreß sein verdienstvolles Werk vollendet habe. „Die heilsamen oder notwendigen Veränderungen der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten dürfen nur von der freien Willensbestimmung, von dem aufgeklärten, überlegten Entschlusse derer, welchen Gott die Verantwortung für den Gebrauch der ihnen anvertrauten Macht auferlegt hat, ausgehen." So lautete die neueste Freudenbotschaft an alle Kleinen und Schwachen. Für Metternich gab es reichlichen Grund, befriedigt auf das Geleistete zu blicken, denn Kaiser Franz verlieh ihm im Mai 1821 den ruhmvollen Titel eines Haus-Hof- und Staatskanzlers. Der letzte Auserwählte, dem eine so hohe Ehrung zuteil wurde, war Fürst Kaunitz.

Ein unwürdiger Monarch ist sicherlich König Ferdinand VII. von Spanien, ein Bourbone, gewesen. Aber das hinderte nicht, daß sich die Vorkämpfer für den Rückschritt selbst für diesen bei seinem Volke verhaßten Herrscher einsetzten. Als von Madrid aus ein Hilferuf an die Großmächte erging, dem ränkevollen König in seinem Rachezuge gegen die Konstitutionellen beizustehen, da fühlte sich Zar Alexander sogleich berufen, seine Bereitwilligkeit zu bekunden. Ebenso ließ sich Metternich nicht lange bitten. Nachdem er die Vorbesprechungen mit den maßgebenden Diplomaten nach seinem Wunsche erledigt hatte, konnte er die Reise zu einem neuen Kongresse antreten, der im Herbste des Jahres 1822 in Verona begann.

Das war eine schöne Zeit für die Neugierigen Europas, denn die Blätter wußten gar viel von den prunkvollen Veranstaltungen zu erzählen, mit denen die Beratungen der Diplomaten gewürzt wurden. Seit dem Wiener Kongresse war ein ähnlich glanzvolles Schaugepränge nicht gesehen worden. Zwar meinte der blasierte Metternich verdrossen, daß er seine einzige Zerstreuung im Salon der Gräfin Lieven finde, wo sich die Großen und die Gernegroßen fast täglich ein Stelldichein gaben, doch Gentz, dessen Augen nicht leicht zu blen-

den waren, bekannte, daß er sich „in dem Gewühle und Durcheinander ohnegleichen“ fast erdrückt fühle. Der ganze Schwarm des Kongreßgefolges fand sich abermals zusammen; glanzvolle Festessen, schimmernde Revuen und Illuminationen sowie großartige Schaustellungen in der Arena lösten einander ab. In den schönen Renaissancepalästen Veronas drängte sich eine unterhaltungssüchtige, bunte Menge von Fremden, die so vielköpfig war, daß sie die Räume kaum aufnehmen konnten. Auch an künstlerischen Genüssen fehlte es nicht; Rossinis Opern entzückten die musikfreudigen Ohren, und die gefeierte Catalani ließ ihren göttlichen Gesang berauschend ertönen. Neben dem Kaiser Franz, dem Zaren Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm III. erschienen alle italienischen Fürstlichkeiten mit Ausnahme des Papstes in der kleinen Stadt, wo einst Romeos und Julias Liebe erglühte. An die Monarchen schlossen sich die ersten Diplomaten Europas an, denen die eigentliche Arbeit zufiel.

Zwischen hundertfachen Zerstreuungen erledigte man die Geschäfte. In erster Linie kam die *Ordnung der spanischen Angelegenheiten* in Betracht. Metternich ließ durch Gentz eine Denkschrift ausarbeiten, die sich mit den Zuständen auf der Pyrenäenhalbinsel befaßte und sehr schroff einsetzte. In Spanien und Portugal sollten die Verfassungen vernichtet und nicht bloß geändert werden. Der französische Minister des Äußern Montmorency konnte sich trotz der Warnungen seines Kabinettschefs nicht meistern, sondern blies zum Sturm. Er stellte an die Versammelten drei scharfformulierte Fragen. Die Verbündeten sollten erklären, ob sie Frankreichs Beispiel folgen würden, wenn das Königreich seinen Vertreter von Madrid abberiefe, ob sie Frankreich im Kriegsfalle moralisch unterstützen wollten und ob sie geneigt wären, auch Beistand zu leisten, falls es zum Kriege käme. Am 30. Oktober wurden die Antworten bekanntgegeben. Der Zar, der von einer wahren Leidenschaft für den Kampf gegen den Jakobinismus durchglüht war, ließ die Flämmchen zum lodernden Feuer aufblasen. Metternich bejahte gemessen die Fragen seines französischen Kollegen.

Doch England führte die größte Enttäuschung von Verona herbei. Castlereagh, den der österreichische Minister des Äußern sein zweites Ich hieß, hatte sich kurz vorher in einem Anfalle von Wahnsinn das Leben genommen. Ihm folgte Georg Canning, der zwar auch konservativen Anschauungen huldigte, aber als Staatsmann von großem Zuschnitte weder die kleinliche Angst vor den Massen

noch die Furcht vor den geistigen Führern der Nationen kannte, der die öffentliche Meinung achtete und den Völkern das Recht auf nationale Ehre zugestand. Das waren Ansichten, die sich im parlamentarisch regierten England Geltung verschaffen konnten und die jedenfalls schlecht zu den Absichten der heiligen Allianz paßten. Unter Cannings Einfluß schlug die englische Regierung die Wege einer freiheitlichen Politik ein, und sie betätigte ihre neue Auffassung schon während des Kongresses. Im Auftrage des Londoner Kabinetts legte Wellington gegen die Knebelung der jungen Freiheit in Spanien nachdrücklichst Verwahrung ein, so daß die Kluft, durch die die Bundesgenossen immer mehr getrennt werden sollten, zum ersten Male recht deutlich sichtbar wurde. Die Verlegenheit war nicht gering.

Metternich wollte vorerst Zeit gewinnen, doch der Zar ließ keine Ruhe. Am 19. November kamen Österreich, Preußen, Rußland und Frankreich überein, in Madrid gemeinsam vorzugehen. Man wollte der spanischen Regierung nahelegen, Reue zu bekennen; geschähe das nicht, dann sollten die Gesandten abberufen werden. Außerdem unterzeichnete man ein Protokoll, das einem gegen Spanien gerichteten Geheimvertrage gleichkam. Als Wellington zu diesen Entscheidungen Stellung nehmen mußte, verweigerte er seine Unterschrift kategorisch und tat dies mit einer Schärfe der Sprache, die peinlich überraschte. Die Scheidung Englands von den übrigen Alliierten war zur Tatsache geworden, ebenso wie der Straffeldzug nach Spanien nahegerückt schien. Montmorency hatte zwar seine Machtbefugnis überschritten und seinen Kabinettschef Villèle in eine wenig beneidenswerte Lage versetzt. Als jedoch das französische Ministerium des Äußern in dem Romantiker Chateaubriand ein neues Oberhaupt erhielt, gewann die Partei der Kriegslustigen in Frankreich nur an Stärke. Am 7. April 1823 überschritten die ersten französischen Truppen die Südgrenze; der Krieg gegen die spanische Demokratie begann. Er wurde im Namen jener Nation geführt, die Europa am lautesten das Evangelium der Volksherrschaft verkündet hatte.

Doch noch andere Unannehmlichkeiten mußte Metternich in Verona erleben. Die drei spanischen Kolonien in Amerika, die sich vom Mutterlande losgelöst und selbständig gemacht hatten, waren für die Züchtigung durch die reaktionären Regierungen reif, denn man durfte das heilige Legitimitätsprinzip nicht ungestraft brechen lassen. Allein Canning beurteilte dieses Geschehnis anders als seine

Kollegen auf dem europäischen Festlande. Sein diplomatischer Vertreter in Verona machte ganz trocken, fast so, als würde es sich um etwas Selbstverständliches handeln, die Mitteilung, England habe wegen seiner Handelsbeziehungen die „tatsächlich bestehenden Regierungen" der abgefallenen spanischen Kolonien als kriegführende Mächte betrachtet, und es werde wohl zur Anerkennung schreiten müssen. Diese peinliche Eröffnung verstimmte die Hüter der Ordnung sehr. Metternich machte monatelang krampfhafte Anstrengungen, den neuen Londoner Minister des Äußern zu bekehren; er schlug für das Jahr 1824 abermals einen Kongreß vor, um bei diesem Anlasse England zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Canning jedoch lehnte rundweg ab, sich irgendwie beeinflussen zu lassen, und er erkannte schließlich die Unabhängigkeit der amerikanischen Freistaaten vorbehaltlos an.[1])

Ursprünglich hatte man daran gedacht, in Verona hauptsächlich die italienischen Fragen zu besprechen. Nun kam dieses wichtige Thema erst gegen Ende der Beratungen zur flüchtigen Verhandlung. Metternich war bei dieser Gelegenheit eine neuerliche schmerzliche Niederlage beschieden. Der österreichische Staatskanzler, der mit der Aufrichtung des italienischen Bundes kein Glück gehabt hatte, wollte jetzt auf einem Umwege ans ersehnte Ziel gelangen. Nach dem Vorbilde der deutschen Zentraluntersuchungskommission in Mainz sollte jenseits der Alpen eine ähnliche Überwachungsbehörde eingesetzt werden, um auf diese Weise Metternichs ausschlaggebenden Einfluß auf der ganzen Apenninenhalbinsel zu begründen. Aber wie sehr sich auch der Herzog von Modena für diese Idee begeisterte, der schlaue Plan des Wiener Staatskanzlers mußte Schiffbruch erleiden. Die päpstliche Regierung weigerte sich, die österreichische Polizeidiktatur hinzunehmen — beileibe nicht aus freiheitlicher Besorgtheit, sondern nur in dem Drange, ihre Unabhängigkeit nicht beschränken zu lassen. Ebenso lehnten sich Sardinien und Toskana gegen die listige Zumutung auf. Da blieb für Metternich nichts anderes übrig, als die böse Schicksalsfügung mit lächelnder Miene hinzunehmen. Er suchte den Rückzug zu verdecken, indem er heuchlerisch behauptete, es sei bloß seine Absicht gewesen, zu „schrecken". Der Triumph, den der Deutsche Bund dem Metternichschen Systeme bereitete, sollte also in Italien keine Wiederholung finden. Trotzdem gelang es der Wiener Regierung vortrefflich, Österreichs Ansehen bei allen warmherzigen italie-

---

1) Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich I. Prag 1860.

nischen Patrioten zu vernichten und die Liebe für den Doppeladler zu ertöten. Unter dem Schutze der kaiserlichen Truppen war die Restauration vollzogen worden; überall, wo sich das Volk rührte, wehte bald das schwarzgelbe Banner. So wurde der Haß von den italienischen Fürsten abgelenkt und auf Österreich gewaltsam gerichtet. Diese verfehlte Methode, diese vernunftlose Anwendung eines falschen Prinzips, dieses bornierte Festhalten an der Urteilslosigkeit hat sich im Laufe der Jahrzehnte bitter gerächt. Blühende, reiche Provinzen mußten aufgegeben werden, nicht zuletzt, weil es Metternichs einst von allen Oberflächlichen bewunderte Regierungskunst nicht verstanden hatte, Österreich zum Horte des Guten, zum Schirmer der Freiheit zu erheben.

B. Österreichs orientalische Politik.

Zu verschiedenen Zeiten wurde ganz anders über die Haltung geurteilt, die Österreich dem türkischen Reiche gegenüber einnehmen müsse. Kaunitz war der Pforte in gleichem Maße übelgesinnt wie Preußen; er bezeichnete sie als einen schlimmen und gefährlichen Feind der Monarchie. Josef II. gedachte Österreich nach dem Osten hin bedeutend zu erweitern. Als er mit der Zarin den Krieg gegen das osmanische Reich vorbereitete, gab man in St. Petersburg der Hoffnung Ausdruck, Österreich werde bald in den Besitz Bosniens und Serbiens gelangen und in Albanien bis ans Meer vorrücken. [1]) Durch den Frieden von Sistowa wurden jedoch im Jahre 1791 die glanzvollen Hoffnungen bitter durchkreuzt. In Wien mußte man auf jede Eroberung verzichten. Am Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich die Auffassung. Man wollte nicht mehr das türkische Reich vernichten, sondern erhob dessen ungeschwächte Erhaltung zum leitenden Grundsatze.

Das mußte zuerst das kleine Volk der Serben empfinden, das sich im Jahre 1804 zu einem Aufstande gegen die Bedrückung durch die Pforte hinreißen ließ. Schon zu Josefs Zeiten hatten Serben tapfer an der Seite der Österreicher gekämpft und erwartet, daß sie von der mohammedanischen Gewaltherrschaft erlöst werden würden. Die Angliederung ihres Landes an die habsburg-lothringische Monarchie war ihr sehnlicher Wunsch. Als nun Georg Petrovic — Kara Georg, der schwarze Georg — seine Scharen zur Befreiung der Serben sammelte, blickte er wieder erwartungsvoll nach Wien. Er war

1) Adolf Beer, Die orientalische Politik Österreichs seit 1774. Prag 1883.

bereit, Österreich das serbische Land zu überlassen und erbat sich einen kaiserlichen Prinzen als Statthalter. Nur wenn Österreich keinen Beistand leihen mochte, wollte er um Rußlands Hilfe ansuchen. Aber die Wiener Staatsmänner blieben kühl bis ans Herz hinan, denn sie hatten keine Lust, sich das Wohlwollen der Türkei zu verscherzen. In den Jahren des wechselvollen serbischen Aufstandes wurden die Fäden mit Wien immer wieder angeknüpft, immer aufs neue Versuche gemacht, das Land unter Österreichs Oberherrschaft zu stellen. Vergeblich! Dagegen fanden die Aufständischen endlich bei Rußland Schutz, als dieser Staat im Dezember 1806 der Pforte den Krieg erklärte. Indes, das Buhlen um die Gunst Österreichs hörte nicht auf. Oft wurden mit österreichischen Vertrauenspersonen Verhandlungen angeknüpft, ohne daß jedoch das erwünschte Resultat erzielt worden wäre. Graf Stadion begünstigte eine türkenfreundliche Politik, und Metternich folgte darin — leider nur darin — den Spuren seines Vorgängers. Kein Wunder, daß die österreichfreundlichen Strömungen in Serbien allmählich verebbten und daß die Freundschaft für Rußland von den Gemütern Besitz ergriff.

Allerdings brachte die Unterstützung durch das nordische Reich keinen Segen. Rußland, das viel brüderliche Liebe heuchelte und Belgrad sogar besetzt hatte, schloß im Mai 1812 mit der Hohen Pforte einen Frieden, der zwar auch den Wünschen des serbischen Volkes Rechnung trug, aber ohne in Wirklichkeit eine Besserung seiner Verhältnisse herbeizuführen. Kara Georg mußte es nun wieder selbst versuchen, seines Glückes Schmied zu sein, zumal da Österreich untätig blieb. Es war die Zeit der Napoleonischen Bedrückung, und die habsburg-lothringische Monarchie harrte selbst der rettenden Stunde. Die Übermacht der Türken siegte, und Kara Georg verließ mit seinen Getreuen das Vaterland. Etwa 9000 Serben suchten und fanden in Österreich Zuflucht. Aber die Reibereien zwischen den Serben und Türken nahmen kein Ende, und die christliche Bevölkerung griff in ihrer harten Bedrängnis abermals zum Schwerte. Milos Obrenovic widerstand zwar anfangs der Aufforderung, den Aufständischen ein Führer zu sein, ja er kämpfte sogar gegen sie. Im Jahre 1815 kehrte er jedoch den Türken den Rücken, indem er sich der Sache seines Volkes rührig annahm. Der zweite serbische Aufstand, der bald seinen Höhepunkt erreichte, wiederholte das Schauspiel des fruchtlosen Liebeswerbens um Österreichs werktätiges Wohlwollen. Milos ließ in Wien um die Unterstützung seines Volkes mit Waffen und Schießmitteln flehen; er versicherte, die Serben wären für Kai-

ser Franz von innigster Ergebenheit erfüllt und von dem Verlangen durchdrungen, unter Österreichs Schutz zu stehen. Die Bitten an den „Allerhöchsten Monarchen des Christentums" verhallten ungehört, und das kleine Volk mußte seinen hochgespannten Hoffnungen entsagen. Es blieb weiter unter der Herrschaft der Türken, und erst später brach das Morgenrot einer besseren Zeit an.

In den Tagen, da die Fürsten und Diplomaten in Laibach hohen Rat hielten, wurde die Aufmerksamkeit Europas wieder stärker nach dem Osten hingelenkt. Die Griechen waren seit langem der Vergewaltigung durch die Türkei überdrüssig und von dem glühenden Verlangen nach Unabhängigkeit beseelt. Im geheimen arbeiteten sie planmäßig auf den Sturz des widerwärtigen Regimes hin, bis die Leidenschaft mit einem Male zum Ausbruche kam. Allerdings wurde die Fahne des Aufruhrs zuerst in den Donauländern gehißt. Im März 1821 überschritt Alexander Ypsilanti den Pruth, und bombastische Schriftstücke zeigten an, daß der erhebende Augenblick der Befreiung für das Volk von Hellas gekommen sei. Metternich legte diesem Ereignis nicht viel Bedeutung bei. Verächtlich sprach er von einer Empörung des schlechten Gesindels. Die näheren Mitteilungen, die er erhielt, ließen ihm aber die Angelegenheit ernster erscheinen. Indes, seine Zuversicht wich nicht, und er gab sich der Überzeugung hin, daß der Sultan schließlich das Feld behaupten werde. Immerhin meinte er um diese Zeit: „Was im Oriente vor sich gehen kann, entzieht sich der Berechnung. Vielleicht ist nur wenig daran. Über unsere Ostgrenze hinaus zählen 30000 bis 40000 Gehenkte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel." Seine erste Sorge war es nun, den Zaren Alexander von übereilten Schritten zurückzuhalten. Am 14. März fand eine denkwürdige Unterredung statt, die dem österreichischen Staatsmanne volle Genugtuung bereitete. Alexander beteuerte feierlich, an den bisherigen Grundsätzen festhalten zu wollen und jede Revolution zu verdammen. Der Kaiser sprach so vortrefflich, daß die Anwesenden, wie Gentz berichtet, tiefste Rührung ergriff. Als Äußerungen der Bewunderung für den russischen Herrscher laut wurden, rief dieser schwungvoll aus: „Nicht an mich, sondern an Gott müssen Sie Ihre Worte richten; wenn wir Europa retten, so hat er es gewollt!" Alexander verurteilte entschieden das Auftreten Ypsilantis, dessen Namen er aus den Listen der russischen Armee streichen ließ. In Konstantinopel wurde beruhigend versichert, daß der russische Hof jeder Bewegung fernestehe. Metternich durfte frohlocken: die Griechen bleiben sich selbst überlassen, sie haben auf Hilfe gehofft,

die ihnen jedoch versagt wird. Die Erhebung im Gebiete der unteren Donau wurde schnell unterdrückt, und Ypsilanti, der nach Österreich flüchtete, konnte in den Festungen Munkacs und Theresienstadt als Staatsgefangener sechs Jahre darüber nachdenken, ob es nicht eitel sei, gegen die bestehende Ordnung anzukämpfen.

Doch Metternich hatte zu früh triumphiert. Der Aufstand der Griechen nahm nun erst recht seinen Fortgang und entzündete in ganz Europa eine wunderbare Begeisterung. Die Völker, die mit ihren Regierungen unzufrieden waren, begleiteten voll inniger Teilnahme das Ringen der Hellenen nach Freiheit. Man übersah die wenig erquicklichen Begleiterscheinungen, man verzieh all die Verkommenheit, die sich bei den Griechen zeigte. Der Drang nach Freiheit bestach, und die blutgierige Willkür der Türken flößte allerorts Abscheu ein. Dadurch erweiterte sich der Abstand zwischen den Volksmassen und den reaktionären Staatsmännern in Europa. Das offizielle Österreich, das die aufständischen Griechen mit seinem Grolle verfolgte, geriet in einen noch schärferen Widerspruch mit der allgemeinen Meinung, die damals freilich nicht überall als öffentliche Meinung bezeichnet werden konnte. Gentz mußte seinen guten Stil wieder einer schlechten Sache widmen, denn er war gezwungen, unermüdlich kaltes Wasser auf die Glut der philhellenischen Begeisterung zu schütten. Erblickten die andern bloß das Gute, so unterstrich er lediglich das Schlechte. Wo waren die Zeiten, da der wandlungsfähige Hofrat geschrieben hatte: „Die Türken, dieser Schandfleck der Christenheit, fort, fort auf ewig aus Europa!“.....?[1])

Metternich, für den die Schicksale ganzer Völker nichts anderes als trockener Aktenstoff für geschäftliche Meisterstücke waren, mußte betrübt wahrnehmen, daß Kaiser Alexander seinen führenden Händen entglitt. Für den Zaren schienen die Griechen als Aufrührer verächtlich; doch er erkannte in ihnen auch die Christen, denen sein schwärmerischer Sinn die Neigung nicht entziehen konnte. Denn furchtbar waren die Greueltaten, die der mohammedanische Fanatismus nun verübte und die selbst dem greisen Patriarchen Gregor das Leben kosteten. Schon im Juli des Jahres 1821 überreichte der russische Gesandte in Konstantinopel ein Schriftstück, das der Pforte nicht bloß Vorwürfe machte, sondern mit aller Entschiedenheit drei Bedingungen stellte. Die türkische Regierung solle die christliche Religion nicht mit Krieg und Beschimpfung bedrohen lassen und

1) Eugen Guglia, Friedrich von Gentz. Wien 1901.

die zerstörten Kirchen wiederherstellen. Sie möge ihre Truppen aus den Donaufürstentümern zurückziehen und für diese eigene Hospodare (Fürsten) ernennen. Überhaupt müßten die Christen wieder den Schutz wie früher genießen. In Konstantinopel ließ man sich jedoch nicht bange machen; man blieb verstockt und rechnete mit der Uneinigkeit der Mächte. Das gab für Rußland den Anstoß zur Abberufung seines diplomatischen Vertreters, und rascher, als man gedacht hatte, waren die Beziehungen der beiden Staaten gelöst.

Diese Geschehnisse berührten niemanden unangenehmer wie Metternich, der in den kritischen Tagen eine rastlose Tätigkeit entfaltete, um „seine moralischen Mittel" überall zur Anwendung zu bringen. Zu seinem Troste sprang ihm sogleich sein englischer Kollege Castlereagh bei. Im Oktober kam es in Hannover zu einer Zusammenkunft, bei der der österreichische Staatskanzler seinen Einfluß auf den würdelosen König Georg IV. und auf dessen Minister wirken lassen konnte. Der Verlauf der mehrtägigen Unterredungen befriedigte den österreichischen Diplomaten voll. Beide Mächte wollten sich für die Erhaltung des Friedens mit ihrem ganzen Gewichte einsetzen und in gleichem Maße in St. Petersburg und in Konstantinopel zur Vernunft mahnen.

Geringer, als Metternich gehofft hatte, war indes der Eindruck, den die diplomatischen Schritte zur Hintanhaltung des drohenden Krieges hervorriefen. Doch was die Überredungskunst nicht vermochte, das bewirkte die Angst. Alexander fürchtete sich vor einem Aufstande der Polen und mäßigte deshalb seine kriegerische Begierde. Während des Winters von 1821 auf 1822 weilte einer seiner Vertrauensmänner in Wien. Man kann sich denken, wie sehr der österreichische Staatskanzler alle Hebel in Bewegung setzte, um den Zaren von seinem Lieblinge, dem Grafen Capodistria, abzuwenden, der beharrlich und nachdrücklich für die Befreiung Griechenlands eintrat. Diesmal hatte Metternich leichteres Spiel. Da die Pforte sich zu einigem Entgegenkommen herbeiließ — sie räumte die Fürstentümer an der unteren Donau und setzte die Bojaren Ghika und Stourdza zu Hospodaren ein —, beruhigte sich der Zar allmählich. Capodistria wurde nahezu kaltgestellt. Dieser Umschwung erfüllte die Wiener leitenden Kreise mit lebhafter Freude, und Kaiser Franz zögerte nicht, seinen Minister zu dem schönen Siege zu beglückwünschen.[1])

---

1) Adolf Beer, Die orientalische Politik Österreichs seit 1774. Prag 1883.

Aber das Glück ist unbeständig; wer sich vermißt, es fesseln zu wollen, ist ein Tor. Im Januar des Jahres 1822 erklärten die Griechen ihre Unabhängigkeit; sie gaben sich eine eigene Regierung. Ihnen kam nun die neue Taktik zustatten, die von der englischen Regierung befolgt wurde. Canning wandte dem Volke der Hellenen seine Sympathie zu und unterstützte die aufständische Nation in jeder Weise. Bitter mußte Metternich eingestehen, „daß er forthin nicht mehr in der fast unbedingten Zuversicht auf England verharren könne, die ihn bisher geleitet hatte". Von London war das Heil jetzt keineswegs zu erwarten, und der schmiegsame Staatsmann sah sich gezwungen, andere Mittel zu versuchen. Der schwankende Zar Alexander ließ sich mit Mißtrauen gegen die Londoner Politik erfüllen und — allerdings bloß für wenige Monate — von Österreich ins Schlepptau nehmen. Im Herbst 1823 hatte in Czernowitz eine Begegnung Alexanders mit Franz stattgefunden, während Metternich, der unterwegs erkrankt war, in Lemberg mit dem russischen Diplomaten Nesselrode eingehende Unterredungen führte. „Die Sache ist vollständig beendigt", schrieb der österreichische Staatskanzler befriedigt nach Berlin. Er gab der Türkei den Rat, eine erhöhte militärische Tätigkeit zu entfalten, die aufständischen Griechen niederzuwerfen und dadurch jeden Anlaß zur Einmischung Rußlands hintanzuhalten. Daß dies gelingen könnte, war des Staatskanzlers Überzeugung.[1])

Im Januar des Jahres 1824 richtete Graf Nesselrode an die Großmächte die Einladung zu gemeinsamen Konferenzen in St. Petersburg. In einer Denkschrift führte er aus, daß Rußland die Erneuerung seiner diplomatischen Verbindungen mit der Türkei von dem Einschreiten der Staaten zugunsten der Griechen abhängig mache. Da die Pforte jedoch niemals die Unabhängigkeit Griechenlands zugeben würde, bleibe nur ein Mittelweg zur Lösung des Problems übrig. Die Mächte sollten die Bildung dreier griechischer Fürstentümer verlangen, die unter der türkischen Oberherrschaft zu bleiben und jährliche Tribute abzuführen hätten. Dieser russische Vorschlag löste in Wien einen niederschmetternden Eindruck aus; aber auch in London fand er — freilich aus anderen Erwägungen als in der Donaustadt — keinen Beifall. Die St. Petersburger Konferenzen zogen sich hin, ohne ein praktisches Ergebnis zu zeitigen. Sie wurden nur durch einen Theatercoup bemerkenswert, den Met-

1) Josef Krauter, Franz Freiherr von Ottenfels. Beiträge zur Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe. Salzburg 1913.

ternich aufführte. Der österreichische Diplomat ließ in der Hauptstadt Rußlands erklären, daß Kaiser Franz die Errichtung griechischer Vasallenstaaten nicht zugeben könne; ehe er sich dazu verstünde, würde er lieber die volle Unabhängigkeit Griechenlands, also die Begründung eines selbständigen griechischen Staates, befürworten. Kein Zweifel, die Verblüffung war groß, als Österreich mit einem Male die extremsten Freiheitswünsche vertrat. Man durchschaute jedoch bald die Absichten des Staatskanzlers und ließ sich weiter nicht beirren.... Alexander fühlte sich durch den für ihn unerfreulichen Verlauf der Beratungen in seinen Hoffnungen betrogen, und sein Vertrauen zu Wien war erschüttert. Abermals wandte sich das Blatt: zwischen St. Petersburg und London wurden Fäden der Freundschaft gesponnen, und damit trat allmählich eine völlige Verschiebung in der Gruppierung der Mächte hervor.

Doch da starb im Dezember 1825 Kaiser Alexander. Ein wechselvolles Leben fand seinen Abschluß, eine reiche, interessante Persönlichkeit sank ins Grab. Zar Nikolaus, der jetzt das Erbe antrat, war ein schöner, gefallsüchtiger Mann und ein dünkelhafter, in engen russischen Auffassungen aufgewachsener Monarch, der den österreichischen Staatskanzler zuerst nicht leiden mochte. Dennoch blickte Metternich vertrauensselig in die Zukunft. „Nein, ich nenne sie nicht Griechen, ich nenne sie Rebellen", hatte sich der neue Zar geäußert. Ließ das nicht auf Gesinnungsverwandtschaft schließen? Für das Bestreben der Völker, sich der lästigen Bevormundung zu entziehen, besaß Nikolaus sicherlich noch weniger Verständnis als Alexander in den letzten Jahren. Das religiöse Zusammengehörigkeitsgefühl beeinflußte jedoch auch ihn so stark, daß es für seine politische Haltung in der nächsten Zeit bestimmend wurde. Da man das Rebellentum und das Christentum bei den Griechen nicht trennen konnte, mußte der Kaiser von Rußland sich bequemen, die Abneigung zu überwinden.

Cannings Geschicklichkeit trug den Sieg davon. Zur Beglückwünschung des Zaren wurde kein Geringerer als der stolze Herzog von Wellington, der Held von Spanien und Waterloo, nach St. Petersburg gesandt, wie man denn überhaupt in London sichtliche Anstrengungen machte, um die englisch-russische Annäherung aufrechtzuerhalten. Am 4. April 1826 kam auch eine bindende Vereinbarung zustande, durch die sich England und Rußland verpflichteten, die Aussöhnung zwischen der Türkei und den Griechen zu vermitteln. Dies sollte auf folgender Grundlage geschehen: Oberherr-

schaft der Pforte, Bestimmung eines Tributs, Abschätzung des türkischen Grundbesitzes und Abtretung desselben an die Griechen gegen Geldentschädigung; Wahl der Verwaltungsbehörden, die nur aus Griechen zu bestehen hätten; Freiheit der Religion und des Handels. Das Übereinkommen erfolgte ungefähr zur selben Zeit, als Graf Capodistria, der Berater Alexanders, zum Präsidenten des im Befreiungskampfe befindlichen Griechenland erwählt wurde.

Metternich war unliebsam überrascht. Zürnend sprach er von einem „Vertragsentwurfe zum Verbrechen", grollend sann er nach Mitteln, um die zwei Protektoren der Griechen auseinanderzubringen. Aber der empörte Staatsmann stieß auf Granit, und seine feingesponnenen Ränke blieben wirkungslos. Um nun das Äußerste zu verhüten, bemühte er sich, in Konstantinopel den auflodernden Grimm zu schwächen und zur Nachgiebigkeit gegenüber dem begehrlichen Rußland zu ermahnen. So kam es zwischen der Regierung des Zaren und dem Sultan in Akjerman zu einer vorläufigen Verständigung, bei der verschiedene Wünsche Rußlands Berücksichtigung fanden. Für Griechenland geschah nichts, und als etwas später in Konstantinopel bekannt wurde, was am 4. April beschlossen worden war, verbat sich die Pforte in der schroffsten Weise jede fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten des türkischen Reiches.

Rußland und England gingen jetzt mit verstärktem Eifer daran, die griechische Frage ihrer Lösung zuzuführen und den entsetzlichen Kampf, bei dem so viel Blut vergossen wurde, zum Abschlusse zu bringen. Da Österreich und Preußen für ihre Ziele nicht zu gewinnen waren, bemühte man sich desto mehr, Frankreich zum Anschlusse zu bewegen. Bereits am 6. Juli 1827 unterzeichneten die drei Mächte in London einen Vertrag, der im Sinne der April-Abmachungen Griechenlands Befreiung zum Gegenstande hatte. Sollte die Türkei sich nicht freiwillig fügen, dann wollten die drei Verbündeten mit Zwangsmaßregeln vorgehen. In Wien war man wie vom Blitze getroffen. Gentz nannte das Londoner Abkommen gar ein „nichtswürdiges Machwerk, dessen Verfasser sich vor der Welt und Nachwelt mit Schande bedecken werde". Die Arbeit vieler Jahre schien vernichtet, und Metternich erkannte sogleich, daß die in den Napoleonischen Kriegen geborene Allianz endgültig zerstört war, daß sein System jede werbende Kraft verloren hatte. Seine Ideen wurden nicht mehr berücksichtigt, und sein persönlicher Einfluß galt nichts mehr. Nach den vielen Jahren der Erfolge erfüllten diese schweren Schicksalsschläge das Gemüt des alternden Staatsmannes

mit niederdrückender Verzagtheit. Das kleine Volk der Griechen hatte, als es die Fahne der Hetärie — mit dem Phönix im schwarzen Felde — entfaltete, wohl nicht daran gedacht, daß es den gefürchteten österreichischen Staatsmann demütigen werde....

Die Türkei ließ sich durch den Bund der drei gewaltigen Mächte nicht einschüchtern. Brüsk wies sie jeden Vorschlag ab, während sie gleichzeitig Veranstaltungen traf, um die aufrührerischen Griechen niederzuwerfen. Da starb Georg Canning im entscheidenden Augenblicke, und Metternich atmete erleichtert auf. Denn in dem englischen Politiker hatte er seinen stärksten und überlegensten Gegner gehaßt. Für ihn war Canning nur ein Jakobiner auf der Ministerbank, ein fataler Störenfried, der die schöne Ordnung Europas in Gefahr brachte. Um so emsiger suchte sich der Staatskanzler jetzt bei der Türkei Gehör zu verschaffen, und es gelang ihm schließlich, die Pforte dahin zu bringen, Österreichs gute Dienste bei den Mächten anzurufen. Schon glaubte Metternich, wieder den ersten Lichtstrahl zu erspähen, als eine aufregende Nachricht durch die Länder jagte. In der Zeit des internationalen Friedens — der Kampf zwischen den Türken und Griechen war ja eigentlich eine innerstaatliche Angelegenheit des osmanischen Reiches — hatte es bei Navarin im Oktober 1827 eine Seeschlacht gegeben. Die türkisch-ägyptische Flotte war mit dem englisch-russisch-französischen Geschwader zusammengestoßen und von diesem fast vernichtet worden. In weniger als zwei Stunden versanken 55 türkisch-ägyptische Schiffe; nur 27 Fahrzeuge blieben dem Sultan erhalten.

In ganz Europa herrschte hellste Freude, überall begrüßte man die Kunde von dem Ereignisse bei Navarin als frohe Botschaft. Nur in den Wiener leitenden Kreisen konnte man sich vor Ärger und Entrüstung nicht fassen. Nun waren alle weiteren Friedensvermittlungen unmöglich gemacht, auch die Anstrengungen Österreichs in Konstantinopel, die Pforte nun zur Nachgiebigkeit zu bewegen, fruchteten nichts, und ein verhängnisvoller Krieg mußte beginnen. Im Frühjahr 1828 warf Zar Nikolaus dem Sultan den Fehdehandschuh hin. Das erste Jahr des Feldzuges war für Rußland nicht günstig, aber das Versäumte wurde in der Folge wettgemacht. General Diebitsch, ein geborener Preuße, führte die russische Armee zum Siege. Am 14. September 1829 kam der Friede zu Adrianopel zustande, durch den der Sultan einige Gebietsabtretungen an Rußland vornahm, sich verpflichtete, die Beschlüsse der in London tagenden griechischen Konferenz auszuführen und der Moldau,

der Walachei und Serbien eine Erweiterung ihrer Freiheiten verbriefte. Viereinhalb Monate später sicherte man in London die Existenz des selbständigen griechischen Staates.

Metternichs Ansehen, das bereits früher gelitten, war in der letzten Zeit bedeutend erschüttert worden. Abermals hatte der österreichische Staatskanzler das Wort ergriffen, um für die Freiheit Griechenlands einzutreten, doch man nahm ihn wieder nicht ernst, und es gelang ihm nicht, die drei verbündeten Mächte, Rußland, England, Frankreich, in den Schatten zu stellen. Als es zu den Friedensverhandlungen kam, wurde der Einfluß des Wiener Kabinetts ausgeschaltet, während Preußen eine entscheidende Rolle spielte. Metternich erlitt also als Führer Europas in jeder Hinsicht eine empfindliche Niederlage; selbst in Berlin, wo man seinem Vorbilde so lange bewundernd gefolgt war, wuchs man ihm über den Kopf. Die Denkschrift, in der der Staatskanzler die Rückwirkung des Friedens von Adrianopel auf Österreich behandelte, ist ein unverkennbares Zeichen des Versiegens seines politischen Urteilsvermögens. Obwohl bereits andere Zeiten angebrochen waren, frischte der verdrossene Herr in der Wiener Staatskanzlei seine alten, öden Phrasen auf; während eine Nation freudig — und unterstützt von den Regierungen — zur Unabhängigkeit emporstieg, faselte Metternich von der Schlechtigkeit der Völker, von „eitlen Demagogen" und von „moralischer Pest"...

C. Das Jahr der Umwälzungen.

Als Metternich sein diplomatisches System im prunkvollen Arbeitszimmer entwarf, da glich er den Kriegern, die am grünen Tische Schlachten gewinnen. Wohl hatte er das Glück, auch eine geraume Zeit in der rauhen Wirklichkeit Erfolge zu erringen und den Glauben an die unbezweifelbare Weisheit seiner Ansichten über Städte und Länder zu verbreiten. Aber allmählich zeigte es sich auch ihm, daß der Weltmechanismus kein Uhrwerk ist, das sich nach Belieben in Bewegung setzen und in einen rascheren oder langsameren Gang bringen läßt. Der Grundsatz, ganz Europa unter die Herrschaft rückschrittlicher Ideen zu stellen und alle Bewegungen der Völker im Keime zu ersticken, die im Jahre 1815 besiegelte Ordnung unbedingt zu erhalten und jegliche Auflehnung dagegen durch militärische Interventionen grausam zu bestrafen, mochte allerdings bestechend scheinen. Er wurde jedoch in dem Augenblicke umgeworfen, in dem der Unwille der Massen ernstlich aufschäumte und in dem es offenbar

werden mußte, daß die heilige Ordnung keine segensreiche Ordnung darstellte. Die Erhebung der spanischen Kolonien in Amerika versetzte dem Ansehen Metternichs den ersten wuchtigen Stoß, der Befreiungskampf der Hellenen wandelte die bis dahin übliche Einmischung fremder Staaten zugunsten des hergebrachten Unrechts in eine Intervention für ein neues Recht um. Am krassesten zeigte sich aber die ganze Widersinnigkeit der Metternichschen Lehren, als das Volk von Paris sich aus eigenem Rechte einen neuen König gab.

Der triviale Wahrspruch, daß, wer nicht hören will, fühlen muß, gilt auch für die Höchstgestellten im irdischen Leben. König Karl X. von Frankreich sollte die Richtigkeit dieses Satzes empfinden. Als er daran ging, den Lockungen seines Ministers, des Fürsten von Polignac, nachzugeben und einen Staatsstreich gegen die ohnehin zugestutzte politische Freiheit zu unternehmen, da wurde er selbst von Kaiser Nikolaus und von Metternich gewarnt. Umsonst! Am Morgen des 26. Juli 1830 brachte das französische Amtsblatt die berüchtigten fünf Ordonnanzen. So säte der von seiner Regierung übelberatene König Wind, um Sturm zu ernten. Der Thron der Bourbonen stürzte zusammen, das Lilienbanner fiel zu Boden. Herzog Ludwig Philipp von Orleans, der Sohn des Bürgers Egalité, dessen Dasein auf dem Schafott endete, wurde auf den Schild erhoben. Er galt als Freund des Bürgertums, als Förderer liberaler Auffassungen. Sein Leben war bisher wechselvoll genug verlaufen. Der neue König hatte in der Schweiz als Schullehrer sein Brot verdienen müssen und dann in Amerika und England andere Völker und Staatseinrichtungen kennen gelernt. Durch die Restauration gelangte er in den Besitz des großen Vermögens seiner Familie, das in der Revolutionszeit beschlagnahmt worden war. Am 9. August 1830 leistete Ludwig Philipp den Schwur auf die neue, verbesserte Verfassung, und damit war zur Tatsache geworden, was die konservativen Ordnungshüter nur mit Schaudern zur Kenntnis nehmen konnten: in Frankreich herrschte ein neues Königshaus.

Zur Zeit, als sich an der Seine die Umwälzung aufregungsreich vollzog, befand sich Metternich in seinem böhmischen Schlosse Königswart. In der nächsten Nähe, in Karlsbad, weilte der russische Staatsmann Graf Nesselrode. Schon vor dem Ausbruche der Revolution waren die beiden Diplomaten in persönliche Berührung getreten, wobei es Metternich nicht an heftigen Vorwürfen fehlen ließ. Sein Ärger über die russische Politik der letzten Zeit kam zu lebhaftem

Ausdrucke.[1]) Jetzt, wo das große Ereignis eingetreten war, besprachen sich die zwei Staatsmänner abermals in Karlsbad. Man kam überein, daß man vorläufig in Frankreich die Dinge ihren Lauf nehmen lassen müsse, daß es also angemessen erscheine, die weiteren Geschehnisse vorerst tatenlos abzuwarten. Weniger ruhig als Nesselrode dachte Zar Nikolaus über den Umschwung. Er ließ es sich angelegen sein, in Wien und Berlin für eine militärische Einmengung den Boden vorzubereiten, ohne jedoch Anklang zu finden. Da England unbekümmert um seine ehemaligen Alliierten den König Ludwig Philipp anerkannte, blieb den andern Mächten nichts übrig, als in den sauern Apfel zu beißen. Allerdings konnte sich Nikolaus nicht dazu aufraffen, dem „Barrikadenkönige" die übliche Anrede: „Mein Bruder" einzuräumen. Ludwig Philipp mochte selbst fühlen, wie peinlich sein königliches Dasein in den Staatskanzleien der kontinentalen Großmächte empfunden wurde, und er ließ deshalb durch seine Spezialabgesandten beruhigende Versicherungen abgeben. Für das zurückhaltende Auftreten Metternichs dürfte nicht zuletzt der Umstand maßgebend gewesen sein, daß sich die österreichischen Staatsfinanzen in einem recht kläglichen Zustande befanden und dadurch die militärische Unternehmungsfähigkeit stark behinderten. Aber wenn man auch äußerlich ruhig blieb, in den Herzen nagte der Gram fort. Argwöhnisch, voll schwerer Bedenken, blickten die Staatsmänner noch jahrelang nach Paris, das als Herd revolutionärer Ideen galt. Man konnte in Wien das Gefühl nicht loswerden, daß schließlich ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sein werde. Ein Wort des Kaisers Franz an den Erzherzog Carl kennzeichnet die Verhältnisse am besten. „Wir wollen zwar keinen Krieg" — meinte der Kaiser — „aber wir müssen uns stad (langsam) rüsten."[2])

Doch wenn mit der Umwälzung in Frankreich auch schon alles vorüber gewesen wäre! Indes, das Feuer blieb nicht staatlich begrenzt. Eine der verfehltesten Schöpfungen des Wiener Kongresses war das Königreich der Niederlande, dem ohne Rücksicht auf Geschichte und Nationalität Holland und Belgien zugewiesen wurden. Fremdartiges läßt sich jedoch auf die Dauer nicht vereinen. In Belgien konnte man sich mit dem frischgeschaffenen Staatswesen nicht versöhnen, und man wartete voll Spannung auf den geeigneten

---

1) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren V.

2) Tagebücher des Freiherrn Carl Friedrich von Kübeck von Kübau I, 2. Wien 1909.

Augenblick, um den Zwang abzuschütteln. Der Moment zum Losschlagen war gekommen, als Paris gezeigt hatte, wie man es machen müsse. Am Geburtstage des Königs Wilhelm — im August 1830 — brach in Brüssel die Revolution aus. Wieder gab es für die Kabinette der Großmächte mancherlei Verlegenheiten, denn man mußte sich die inhaltsschwere Frage vorlegen: was tun? Unter den Staaten, die den Pariser Frieden geschlossen und die Restauration durchgeführt hatten, zeigten sich zwiespältige Ansichten. Von schneidiger Interventionslust war eigentlich nur Kaiser Nikolaus erfüllt. Metternich behielt dagegen ruhig Blut und winkte dem kühnen Dränger ab. Wessenberg, der eben damals den Posten eines österreichischen Gesandten im Haag antrat, erhielt den Auftrag, in erster Linie alles zu tun, um den völligen Sieg der Revolutionspartei in Belgien zu vereiteln. Darum sollte er darauf hinarbeiten, die Souveränität des Königs der Niederlande über die belgischen Provinzen aufrechtzuerhalten. Bei der gegenseitigen Abneigung, die zwischen den Belgiern und den Holländern einmal vorhanden sei, bei der Verschiedenheit der religiösen und wirtschaftlichen Interessen könne aber nicht alles beim alten bleiben. Darum möge Wessenberg die Trennung der Verwaltung und andere beruhigende Maßregeln vorschlagen.[1]) Der Diplomat überzeugte sich bald, wie wenig diese Verhaltungsmaßregeln angemessen waren; eine Denkschrift, die er Anfang November ausarbeitete, ging in ihren Folgerungen unvergleichlich weiter. Das Band zwischen Belgien und Holland, besagte das Schriftstück, werde sich nicht aufrechterhalten lassen. Es sei darum nur zweierlei anzustreben: die Beibehaltung des monarchischen Prinzips in Belgien und die Vereitelung der Verschmelzung dieses Landes mit Frankreich.

König Wilhelm der Niederlande war nicht gesonnen, auf einen Teil seines Reiches zu verzichten, und um die schwierige Beruhigungsarbeit nicht bloß mit den eigenen militärischen Hilfskräften besorgen zu müssen, wandte er sich an die Großmächte um Unterstützung. Ehe diese Note bei den Staatskanzleien eintraf, hatte die englische Regierung schon die kluge Anregung gegeben, die in London noch tagende Konferenz der europäischen Gesandten mit der Beilegung des belgisch-holländischen Streites zu beauftragen. Dieser Vorschlag wurde auch angenommen, und Österreich ließ sich zuerst durch den Fürsten Esterhazy und Freiherrn von Wessenberg vertre-

1) Alfred Ritter von Arneth, Johann Freiherr von Wessenberg II. Wien 1898.

ten. In London rückten zwei Männer in den Vordergrund, die zwei verschiedene Zeitabschnitte, zwei verschiedene Charaktere und zwei verschiedene Systeme verkörperten. Für Frankreich sprach Talleyrand, der sich seinem 80. Geburtstage näherte, während Englands Politik durch eine aufstrahlende Leuchte, durch den erst vor wenigen Wochen in das Ministerium berufenen Palmerston, vorgezeichnet wurde. Im Dezember 1830 waren die Diplomaten bereits übereingekommen, Belgien die staatliche Unabhängigkeit zu gewähren und von der provisorischen Regierung in Brüssel die Absendung eines Vertrauensmannes nach der englischen Hauptstadt zu verlangen. Wessenberg hatte sich diesem Beschlusse gefügt, ohne dazu von seinem Hofe und von dem Staatskanzler ausdrücklich ermächtigt zu sein. Er nahm überhaupt eine viel entgegenkommendere Haltung ein als die Wiener Regierung und zog sich dadurch den Groll des Kaisers Franz zu. Die belgisch-holländischen Angelegenheiten waren aber noch lange nicht ins reine gebracht. Zwar erhielt das befreite Land in dem Sachsen-Koburger Herzog Leopold seinen unabhängigen König, doch König Wilhelm blieb bockbeinig und bestand auf dem Scheine, den der Wiener Kongreß ausgestellt hatte. Der Streit zog sich bis zum Jahre 1839 hin und versetzte die Kabinette gar oft in Aufregung. Nachdem in London eine grundsätzliche Einigung unter den Großmächten zustandegekommen war, konnten aber die weiteren Ereignisse den Frieden Europas nicht ernstlich erschüttern. Kritische Augenblicke gab es noch mehrmals, und zwischen den West- und Ostmächten entstanden drohende Spannungen. Die Gewitterwolken verzogen sich jedoch wieder, ohne Schaden anzurichten.

Dem Reigen der Revolutionen schlossen sich auch die Polen an, die unter Rußlands Herrschaft standen. Kaiser Alexander hatte ihnen voll guten Willens eine Verfassung gegeben, die der französischen Charte vom Jahre 1814 nachgebildet war und die ihrem nationalen Dasein ausreichenden Schutz und ihren bürgerlichen Interessen mancherlei Förderung angedeihen ließ. Indes, die Polen, denen es nun sicherlich besser ging als in den Zeiten ihres selbständigen Königtums, konnten den neuen Verhältnissen keinen Geschmack abgewinnen. Von zwei Seiten wurde gegen die bestehenden Einrichtungen angekämpft. Die stolze polnische Aristokratie wollte teils in romantischer Begeisterung, teils in schnöder Selbstsucht einen Wandel herbeiführen, während die demokratische Partei nach voller Freiheit, nach restloser Verwirklichung ihrer Träume inniges Verlangen trug. Diese beiden Strömungen flossen im Jahre 1830 zusammen und

bewirkten den nationalen Aufstand, der im November in Warschau begann.

Das feurige, schwärmerische Wesen der Polen übte auf empfängliche Seelen immer einen starken Eindruck aus, und die Polenbegeisterung flammte in Europa wieder auf. Im ungarischen Landtage bewies man den Revolutionären unverblümt die volle Zuneigung, und selbst die Wiener Regierung befand sich in einer eigentümlichen Situation. In Österreich war von jeher der Standpunkt vertreten worden, daß jede Erweiterung Rußlands nach dem Westen hin von übel sei, und der Abfall der Polen vom Zarenreiche wäre an sich als Vorteil empfunden worden. Auch sonst sah es Metternich ganz gerne, daß die russische Regierung in eine arge Bedrängnis geriet. überdies unterhielt die polnische Aristokratie zu den österreichischen Adelskreisen ausgedehnte Beziehungen, und die Grafen und Fürsten, die vorerst an der Spitze der Bewegung standen, konnten nicht gut mit den gewöhnlichen Rebellen in einen Topf geworfen werden. Allerdings gab es auch einen Haken. Für Galizien bestand die Gefahr, daß der Aufstand übergreifen werde. Doch schließlich durfte man mit den ruthenischen Bauern rechnen, die man als Gegengewicht zu benutzen vermochte. Kurz: der Wiener Staatskanzler, der Schützer der Reaktion, verhielt sich gegenüber der polnischen Revolution durchaus nicht so unbedingt ablehnend wie zum Beispiele die Regierung in Berlin. Mußte ihm doch jede Schwächung Rußlands willkommen sein. Etwas später sprach der Vertraute des Zaren, Graf Benkendorff, das Wort: „Die polnische Revolution hat Rußland in seiner Entwicklung um dreißig Jahre zurückgeworfen.“[1])

Man sammelte wohl ein Armeekorps an der Grenze, man verbot die Waffenausfuhr und rief die übergelaufenen Untertanen dringend zurück. Im übrigen beschränkte man sich darauf, strenge Neutralität zu bewahren; ja, an die Intervention dachte man gar nicht. Der österreichische Konsul in Warschau wurde nicht abberufen, sondern stand vielmehr mit den revolutionären Machthabern auf gutem Fuße. An ihn wurde sogar die Frage gerichtet, ob sein Staat nicht Hilfe leisten wollte, wenn die Krone Polens dem Erzherzoge Carl überlassen würde. Der Konsul meinte vorsichtig, Polen sei zwar einem schönen und reichen Mädchen vergleichbar, indes, der Prozeß um die Erbschaft sei kostspielig und gewagt. Man ließ sich also

1) Ernst Molden, Die Orientpolitik Metternichs 1829—1833. Wien 1913.

nicht umgarnen. Fürst Czartorisky, der in der provisorischen polnischen Regierung das große Wort führte, beauftragte seinen in Wien lebenden Bruder, mit Kaiser Franz direkt zu verhandeln. Der Monarch dankte für das Vertrauen und empfahl im übrigen den Polen, mit dem Zaren in Fühlung zu treten. Metternich setzte allerdings den russischen Botschafter in Wien von den Bemühungen der Aufständischen in Kenntnis. Die Fäden wurden weitergesponnen, aber ein dichtes Gewebe kam nicht zustande. Je günstiger sich das Schicksal der polnischen Erhebung gestaltete, und je stärker die demokratischen Tendenzen zum Vorschein kamen, desto zurückhaltender wurde man in Wien. Man gewährte zwar noch polnischen Sendlingen Audienzen, ohne sich jedoch zu irgendeiner vermittelnden Tätigkeit herzugeben. Als der Zusammenbruch der Revolution immer näher rückte, ließ Metternich der polnischen Nationalregierung amtlich den Rat erteilen, mit der Unterwerfung nicht länger zu säumen. Der Vertrauensmann, der mit diesem Ratschlage nach Warschau eilen sollte, kam zu spät. Als er am 8. September des Jahres 1831 dort eintraf, war die Stadt von russischem Militär bereits bezwungen. Zar Nikolaus trug den Sieg davon und zögerte nicht, ihn mit unnachsichtlicher Strenge auszunützen.

Schon im August 1830 hatte der österreichische Staatskanzler in einem Berichte an seinen Monarchen geschrieben: „Eine Seite, wohin wir die Blicke unverweilt richten müssen, ist die italienische. Dorthin wird sich das revolutionäre Treiben sicher zu wenden trachten.“ Und in der Tat! Metternichs Prophezeiung war richtig. Nur entwickelten sich die Ereignisse im Süden diesmal etwas langsamer als im Westen und Norden. Am 2. Februar 1831 wurde Gregor XVI. zum Papste gewählt. Noch bevor diese Nachricht in der Romagna eintraf, hatten sich die Bewohner von Bologna erhoben. Der Aufstand griff rasch um sich, und bald wehte zwischen den Ufern des unteren Po und der oberen Tiber die dreifarbige nationale Flagge.[1]) Bereits im Februar wurde die weltliche Herrschaft der Päpste auf einem freudig bewegten Kongresse in Bologna für aufgehoben erklärt und ein Bund der italienischen Provinzen begründet. In Modena und in Parma erhob sich die Bevölkerung gleichfalls. Metternich war von allem Anbeginne entschlossen, den Umsturzbestrebungen in Italien mit voller Kraft entgegenzutreten und die Apenninenhalbinsel von dem „revolutionären Fieber“ zu befreien. Österreich

1) Pietro Orsi, Das moderne Italien. Leipzig 1902.

wollte schon deshalb Ruhe haben, weil es das lombardo-venezianische Königreich vor allen Erschütterungen zu bewahren suchte. Als nun der Herzog von Modena, die Herzogin von Parma und — nicht ohne inneres Widerstreben — der Papst um den Beistand des Kaisers Franz baten, ließ man die Regimenter bereitwilligst marschieren.

Aber das Intervenieren war nicht mehr so einfach und so gefahrlos wie früher. In Paris, wo man für die Vorgänge in Italien lebhaftes Interesse bekundete, vertrat man nachdrücklich den Grundsatz der Nichteinmischung. Das italienische Volk sollte über sich selbst bestimmen können. Indes, Metternich wußte Rat. An dem Aufstande im Kirchenstaate hatten zwei Angehörige des Hauses Bonaparte teilgenommen, und die Bewegung wies überhaupt einen bonapartistischen Charakter auf. In Frankreich selbst gewann die bonapartistische Strömung an Stärke, und König Ludwig Philipp, der sich in seiner neuen Stellung nicht sicher fühlte, mußte das Wiedererwachen des überschwenglichen Napoleonkultus mit Sorge verfolgen. Denn noch lebte der, der berufen war, das Erbe des Gefangenen von St. Helena anzutreten: der Herzog von Reichstadt, der Sohn des Kaisers Napoleon und Enkel des Kaisers Franz wurde in Wien erzogen. Auf ihn blickten die Anhänger Napoleons; er war ihre große Hoffnung, ihr Trost, er sollte ihr Retter sein. Der schöne, leidenschaftliche, schwärmerische und, ach, so kranke Jüngling mußte jetzt gar als Schreckmittel für den Herrn in den Tuilerien dienen. König Ludwig Philipp gab auch ein wenig nach. In Modena und Parma — hieß es nun in Paris — werde man das Erscheinen der österreichischen Truppen nicht verhindern. Dem Kirchenstaate aber möchten die kaiserlichen Regimenter ferne bleiben; man solle es lieber versuchen, mit der päpstlichen Kurie über Reformen zu verhandeln, die das Volk befriedigen und zum Gehorsam zurückführen können. Diese Vorschläge störten die Wiener Regierung nicht. In Modena und Parma wurden die Aufständischen gewaltsam niedergeworfen, während die österreichischen Truppen die revolutionäre Regierung aus Bologna vertrieben und dann in Ancona, wohin sie sich geflüchtet hatte, zur Waffenstreckung zwangen.

In Frankreich geriet man deshalb in hitzige Aufregung. Dennoch wagte Perier als Ministerpräsident eine leidenschaftslose Programmrede zu halten. Er verurteilte alle Bemühungen, die italienische Revolution von Frankreich aus unmittelbar zu fördern, und rief aus: „Wir gestehen keinem Volke das Recht zu, uns zu zwingen, für seine

Sache zu kämpfen. Das Blut der Franzosen gehört nur Frankreich!" Aber er forderte immerhin als unerläßliche Bedingung des Friedens, Österreich möge seine Truppen aus dem Kirchenstaate zurückrufen. In einem Gespräche meinte der französische Kabinettschef, daß die Ablehnung dieses Wunsches den Krieg bedeuten würde. Metternich ließ sich nicht einschüchtern; trotzdem zog Österreich das Militär teilweise nach dem Po zurück. Nur Ancona und Bologna blieben weiter bewacht. Dagegen ging man jetzt in Wien auf den Vorschlag ein, über die Beseitigung der schreienden Mißstände im Kirchenstaate zu beraten.

Im Jahre 1831 versammelten sich in Rom die Gesandten, um die zu verlangenden Neuerungen zu bestimmen. Metternich hatte sich schon vorher beschwichtigend geäußert: „Es besteht ebensowenig Gefahr, daß der Heilige Vater sich in liberale Zugeständnisse stürzen werde, wie daß wir ihm romanhafte Ratschläge geben können." Dem Papste aber schien auch das zu viel, was die Gesandten an Wünschen unterbreiteten, und die römische Kurie machte nur halbe Konzessionen. Dadurch wurde die Lage für Perier etwas ungemütlich, zumal da Österreich Bologna weiter unter seinem militärischen Schutze hielt. In Paris verlangte man wieder die vollständige Räumung des Kirchenstaates, doch Metternich wollte diese hartnäckig vertretene Forderung nur erfüllen, wenn sie der Papst an ihn richten würde. Auch dann sollte die Konferenz der Gesandten in Rom unzweideutig aussprechen, daß die Mächte die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters feierlich garantieren. Der österreichische Staatsmann gedachte auf diese Weise zwischen der unschlüssigen französischen Regierung und den freiheitslüsternen liberalen Politikern in Italien eine Kluft zu schaffen und die bestehenden freundschaftlichen Neigungen zu ertöten. Doch in Paris ließ man sich nicht zu einer unklugen Handlung hinreißen, während Metternich sehr böse und kriegerisch tat. „Glaubt Herr Perier uns bange zu machen?" — grollte der Staatskanzler. „Der Kaiser will nicht den Krieg, aber er wird ihm nicht ausweichen." Noch war das letzte Wort nicht gesprochen, und man hütete sich, den Bogen so straff zu spannen, daß er brechen mußte. In der letzten Stunde fand sich ein Ausweg, der in Wien und Paris zusagte. Bologna wurde geräumt.[1])

Doch noch einmal sollten die österreichischen Truppen kehrtmachen. In Bologna waren Blutbäder und Plünderungen auf

1) Alfred Stern, Geschichte Europas von 1815—1871 IV.

die Tagesordnung gesetzt worden, und der Papst rief schließlich abermals nach dem starken Arme, den ihm Wien dienstwillig bot. Nun schäumte man in Paris erst recht auf; in der Kammer ertönten harte Reden gegen Ludwig Philipp. In ihrer Not mußte die französische Regierung etwas unternehmen, und sie ließ Ancona besetzen. Jahrelang blieben die Truppen der zwei fremden Mächte im Kirchenstaate.

V. Stille Zeiten.

Der Überanstrengung folgt das Bedürfnis nach Ruhe. In den Napoleonischen Tagen hatte sich die Kriegslust Europas erschöpft; die Regierungen sehnten sich nach stillen Zeiten. Es wurde in den Staatskanzleien immer ruhiger; die Leidenschaften verrauchten da und dort, und man wandte allen Scharfsinn auf, um den Frieden zu erhalten. Bisweilen regte sich wohl das Temperament etwas stärker, aber die Besonnenheit gewann zuletzt die Vorherrschaft. Als die Reihe der Erhebungen, die im Juli 1830 ihren Anfang nahm, abgelaufen war, kamen Jahre, in denen die Geschäfte weniger Aufregung boten als sonst. Die scheinbar träger hinfließenden Tage blieben allerdings nicht ganz ohne Sturm, und der Himmel erstrahlte nicht immer im hellen Kleide des Sonnengolds.

Fürst Metternich erholte sich nie mehr vollständig von der Einbuße an Macht und Ansehen, die er erlitten hatte. In dem Orchester der Diplomaten spielte er jetzt nicht wie früher die erste Geige. Immerhin hatte er vor den aufstrebenden Staatsmännern etwas voraus: die Würde des Alters und die Erfahrungen eines langen Dienstes. Folgte man auch nicht seinen Ratschlägen, man hörte trotzdem achtungsvoll auf seine Stimme. Durfte sich Metternich auch nicht mehr brüsten, der erste Minister des Äußern der Gegenwart zu sein, so zog er doch aus der Tatsache persönlichen Nutzen, daß er der erste Diplomat der jüngsten Vergangenheit war. An Rührigkeit und Erfindungsgabe hatte der Staatsmann im Laufe der Jahre freilich viel verloren; seine bewundernswerte Anpassungsfähigkeit war dahin. Österreich führte nicht wie ehedem, sondern es wurde geführt; aus der Wiener Staatskanzlei vernahm man bisweilen bloß das schwache Echo der Rufe, die in St. Petersburg kräftig erklangen. Der kraftvolle, selbstherrliche Kaiser Nikolaus warf sich allmählich zum Berater der Donaumonarchie auf; er wollte ihr guter Geist sein und wurde ihr böser Dämon, weil er die geistige und politische Versump-

fung förderte und das vollständige Erstarren der Glieder als Segen pries. Ihm galten die Völker als solche, ihre sozialen Bestrebungen und politischen Wünsche nichts; er trieb höfische Kabinettspolitik und fand sich darin freilich mit Österreich und Preußen — in einer Zeit, in der das Verfassungsleben in England und Frankreich blühte....

Unter den vielerlei Fragen, die Metternich beschäftigten, standen die konstitutionellen Kämpfe und Thronstreitigkeiten auf der Pyrenäenhalbinsel nicht in letzter Reihe. Palmerston gewann in Spanien und Portugal merklich an Einfluß; er begünstigte dort die konstitutionellen Regungen und wurde darin von der französischen Regierung unterstützt. Österreich und Rußland blickten auf den Sieg des — freilich schlecht angewendeten — Liberalismus mit sichtlichem Verdrusse, und im Jahre 1834 beriefen die beiden absolutistisch regierten Staaten ihre Gesandten von Madrid ab. Schroff standen sich damals die Kabinette, die dem Liberalismus zuneigten, und die Regierungen, die von ihm nichts wissen wollten, gegenüber, und die Fehde der Diplomaten nahm für einige Zeit eine bedrohliche Wendung. Die Wogen glätteten sich jedoch wieder, und man begnügte sich in Wien und St. Petersburg damit, den spanischen Thronprätendenten Don Carlos mit Waffen und mit Geld zu unterstützen. Dieser königliche Prinz wollte die Änderung des Thronfolgerechtes, die König Ferdinand VII. vorgenommen hatte, nicht anerkennen. Die Krone, die Isabella nun trug, sollte auf seinem Haupte erglänzen. Aber der langjährige Gebirgskrieg, der unzähligen Menschen das Leben kostete, endete mit einem Erfolge der Madrider Regierung. Die Anhänger des durch seine Geburt so hochgestellten Revolutionärs, der allerdings im Namen des Legitimitätsprinzips kämpfte, mußten ihre Waffen strecken. Don Carlos verließ den Boden Spaniens.

Viel stärker berührte in Wien ein Streit, der zwischen dem Sultan und seinem Vasallen Mehmed-Ali ausgebrochen war. Der Vizekönig von Ägypten war ein sicherlich nicht gewöhnlich begabter Mann, der merkwürdigerweise im österreichischen Diplomaten Prokesch-Osten einen begeisterten Lobredner gefunden hat. In seiner schönen albanesischen Tracht, mit dem weißen Turban, bot Mehmed-Ali das Bild eines Menschen, dem Zuversicht innewohnt und auf den die Erfahrung im Alter einen mäßigenden Einfluß übte. Ägypten hatte sich unter seiner kräftigen Verwaltung sichtlich gehoben. Der Mohammedaner Mehmed-Ali fand in dem biblischen Josef sein Vor-

bild. Gegen die europäische Anschauungsweise verstieß es wohl sehr, wenn der Vizekönig bestimmte, daß der ganze bebaute Boden Eigentum des Staates sei, daß andererseits der Regierung als Vertreterin der Gesamtheit die Verpflichtung zufalle, alle zur Fruchtbarmachung notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Für Ägypten jedoch bildete diese Maßregel die einzige Möglichkeit, um die Landwirtschaft in die Höhe zu bringen und eine Epoche ihrer Blüte herbeizuführen.[1])

Im Kampfe mit den Griechen hatte Mehmed-Ali dem Sultan treue und große Dienste geleistet, und er konnte deshalb mit Fug verlangen, daß ihm der bedungene Lohn, das südliche Syrien, zugewiesen werde. Als man in Konstantinopel keine Miene machte, den Wunsch des ehrgeizigen Vizekönigs zu erfüllen, griff dieser energisch zur Selbsthilfe. Dieses kühne Beginnen hatte zur Folge, daß der erzürnte Sultan den selbstbewußten Mehmed-Ali und seinen Sohn Ibrahim aller Stellen enthob; über beide wurde im Jahre 1832 der Bann verhängt. Der oberherrlichen Strafe wollten sich aber Vater und Sohn nicht fügen. Auf ihre Kraft und auf das Glück ihrer Waffen pochend, nahmen sie den Kampf gegen Konstantinopel auf. Metternich konnte den Rebellen nicht gewogen sein, obwohl Prokesch-Osten mit Beharrlichkeit für den unternehmungslustigen Vizekönig Partei ergriff. „Die gegenseitige Stellung beider (des Vizekönigs und des Sultans) ist vielleicht einzig in der Geschichte", schrieb der Diplomat. „Der Pascha wehrt sich seit Jahren gegen die Notwendigkeit, die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Der Sultan scheint hingegen seit Jahren kein wichtigeres Geschäft zu haben, als ihn dazu zu nötigen." In Konstantinopel geriet man in Sorge, als das türkische Heer bei Konieh nach heißem Kampfe vernichtet wurde, denn für die Ägypter lag der Weg nach der Hauptstadt des osmanischen Reiches offen. In der Not stellte sich Kaiser Nikolaus dienstwillig zur Verfügung, aber die Aufdringlichkeit, mit der dies geschah, erregte nur Verdacht. Darum zog der Sultan lieber den Bannfluch gegen die Empörer zurück.

Indes, die Angelegenheit war damit nicht erledigt. Man traute in Konstantinopel der Friedensliebe Mehmed-Alis und Ibrahims nicht und rief deshalb — wenngleich schweren Herzens — nach der russischen Hilfe. Nun bestand die Gefahr, daß Ibrahim früher als die russischen Regimenter in der Hauptstadt erscheinen könne, und um dieser verhängnisvollen Möglichkeit auszuweichen, bahnte der Sul-

---

1) Prokesch-Osten, Mehmed-Ali, Vizekönig von Ägypten. Wien 1877.

tan gleichzeitig eine Versöhnung mit dem Vizekönige an. Mehmed-Ali wurde jetzt sogar mit ganz Syrien belehnt. Doch schon waren zwei russische Hilfskorps unterwegs, und Kleinasien wurde von den Ägyptern gesäubert. Im Anschlusse an diese Leistung kam im Juli 1833 zwischen Rußland und der Pforte der Vertrag von Hunkiar Skelessi zustande, der für acht Jahre Gültigkeit haben sollte. Beide Mächte versprachen sich gegenseitige Hilfe, was nichts anderes heißen konnte, als daß Rußland einen erhöhten Einfluß auf die Türkei erhielt. Natürlich zum großen Ärger von England und Frankreich, die bei ihren angestrengten diplomatischen Bemühungen nicht so glücklich waren! Der Sultan ging aus dem Kampfe gedemütigt hervor, während Mehmed-Ali zum Mißvergnügen all derer, die in ihm bloß einen ehrgeizigen Schwindler erblickten, mächtiger denn je dastand.

Kaiser Nikolaus durfte sich mit dem Hochgefühle des Siegers des im Osten Europas Errungenen freuen. Er schöpfte aus dem Erfolge neue Lust, auch im Westen seine Macht zu vollem Einflusse zu bringen und die ihm so verhaßten revolutionären Elemente selbst auf die Gefahr eines Weltkrieges hin zu Paaren zu treiben. Österreich sollte ihm dabei behilflich sein, gleichzeitig aber auch dazu dienen, seine Stellung gegenüber der Türkei — als Protektor oder als Erbe — zu festigen. Deshalb wurde von St. Petersburg aus nahegelegt, der Wiener Hof möge gemeinsam mit Rußland „die Möglichkeiten des Augenblicks prüfen" und „ein System für das Benehmen und Vorgehen in der Zukunft" feststellen. Metternich verhielt sich zunächst zurückhaltend, aber er brauchte die Unterstützung des Zaren für seine deutsche und italienische Politik in der unruhevollen Zeit des Hambacher Festes, des Frankfurter Putsches und der Zentraluntersuchungskommission.[1]) So kam denn schließlich die Einladung des Kaisers Franz an Nikolaus zustande. In dem Wallensteinschen Schlosse zu Münchengrätz wollten sich die beiden Monarchen begegnen. Auch an die Anwesenheit König Friedrich Wilhelms III. von Preußen wurde gedacht. Das Programm erlitt jedoch manche Störung. Wohl sahen sich Friedrich Wilhelm und Franz, ebenso wie der König von Preußen und der Zar einander die Hände drückten. Aber in Münchengrätz kam es nur zu einer Begegnung zwischen den beiden Kaisern.

Im September 1833 waren in dem schönen Schlosse Franz und

1) Ernst Molden, Die Orientpoliti Metternichs 1829—1833. Wien 1913.

Nikolaus mit ihren Ministern zehn Tage versammelt, um wichtige Vereinbarungen zu treffen. Metternich sah den Zaren seit seiner Thronbesteigung zum ersten Male, und er war von der Aufnahme beglückt, die er bei dem sonst so hochmütigen Nikolaus fand. Nicht weniger erfreulich mag für ihn das Geschenk im Werte von 26 000 Rubeln gewesen sein, mit dem ihn der Gast überraschte.[1]) Der Kaiser von Rußland wußte den österreichischen Staatskanzler vortrefflich zu behandeln. Schon die schmeichelhaften Begrüßungsworte: „Ich komme hieher, um mich unter die Befehle meines Chefs zu stellen", konnten nicht ihre Wirkung verfehlen. Übrigens hatten Metternich und Nikolaus im Wesen die gleichen reaktionären Ziele. Österreich und Rußland verpflichteten sich zur Erhaltung des osmanischen Reiches und der dort herrschenden Dynastie. Dem Pascha von Ägypten sollte gemeinsam entgegengetreten werden, wenn er seinen Einfluß auf die europäischen Provinzen der Türkei ausdehnen würde. Wäre aber der bestehende Zustand im osmanischen Reiche nicht zu erhalten, dann wollten die beiden Mächte im gegenseitigen Einverständnisse vorgehen. Eine zweite, gleichfalls geheime Übereinkunft galt den unruhigen Polen. Österreich und Rußland garantierten sich abermals den Besitz ihrer polnischen Provinzen und versprachen sich im Falle eines Aufstandes wechselseitige Hilfe. In einem dritten Vertrage wurde der von der französischen Regierung verfochtene Grundsatz der Nichtintervention entschieden zurückgewiesen. Kaiser Franz und Nikolaus wahrten für sich ausdrücklich das Recht des Einschreitens gegen die revolutionäre Propaganda in anderen Staaten; nicht nur das, sie erklärten die Einmischung geradezu als Pflicht.

In Münchengrätz war man sehr ungehalten gewesen, weil der preußische Minister Ancillon trotz der dringlichen Einladung nicht erschien. Man rechnete jedoch mit der Unterstützung des Berliner Hofes, denn den Westmächten Frankreich und England sollte ein kräftiger Bund der Ostmächte Österreich, Preußen und Rußland gegenübergestellt werden. Graf Nesselrode und der Österreicher Ficquelmont fuhren nach Berlin, um dort die Angelegenheit zu betreiben. Dem Vertrage über die Zukunft der Türkei trat der preußische Hof zwar nicht förmlich bei, aber er billigte ihn sehr lebhaft. Die Abmachungen über die polnischen Besitzungen und die Umsturzbestrebungen der Polen wurden vom Könige Friedrich Wilhelm III. nicht nur gutgeheißen, sondern in aller Form anerkannt. Dagegen ver-

1) Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch-Osten. Wien 1909.

hielt sich der alte preußische Monarch zur prinzipiellen Übereinkunft bezüglich der Einmischung weniger entgegenkommend, als seinem Schwiegersohne, dem Zaren, und Metternich lieb gewesen wäre. Gegen den Grundsatz an sich hatte man in Berlin freilich nichts einzuwenden. Doch dem Vertrage wohnte ein demonstrativer Zweck inne. Nikolaus und Metternich wünschten nämlich, daß die Abmachungen über das Interventionsrecht den andern Staaten bekanntgegeben werden mögen. Dazu aber verstand sich der König von Preußen nicht, der jede starke Verstimmung, jede Kriegsgefahr vermeiden wollte. Auch war man in Berlin mit dem Inhalte der Note nicht einverstanden, die den neuerlichen Beschluß der drei Mächte in Paris anzeigen sollte. Um der lieben Einmütigkeit willen mußten sich Österreich und Rußland zur Nachgiebigkeit bequemen. Der Vertrag sollte geheimgehalten werden, und die diplomatischen Vertreter in Paris hätten höchstens darauf hinweisen dürfen, daß man in Wien, Berlin und St. Petersburg über das Recht der Einmischung einheitlich denke. Indes, Graf Nesselrode brach das Versprechen der Verschwiegenheit. Der Herzog von Broglie — der französische Minister des Äußern —, der auf die Unterstützung durch Palmerston baute, antwortete darum kurz, daß Frankreich das von den drei Staaten in Anspruch genommene Interventionsrecht nur bedingungsweise billige, für Belgien und die Schweiz jedoch überhaupt nicht dulde. Im Ministerrate, der hierauf in Paris stattfand, setzte sich König Ludwig Philipp für eine friedliche Politik ein.[1]) Die Öffentlichkeit erfuhr von dem Vorgefallenen nichts, und der französische Chauvinismus kam deshalb nicht in Wallung. Doch im Verkehre der Kabinette blieb geraume Zeit ein Mißklang zurück.

Im März des Jahres 1835 starb Kaiser Franz. Unmittelbar vor seinem Tode hatte er seinem Sohne geschrieben: „Verrücke nichts in den Grundlagen des Staatsgebäudes; regiere und verändere nicht;.... schenke meinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, der mir in so vielen wichtigen Regierungsgeschäften stets mit treuem Rate beistand, volles Vertrauen. Ziehe ihn in wichtigen inneren Angelegenheiten fortan zu Rate.... Übertrage auf den Fürsten Metternich, meinen treuesten Diener und Freund, das Vertrauen, das ich ihm während einer so langen Reihe von Jahren gewidmet habe. Fasse über öffentliche Angelegenheiten wie über Personen keine Beschlüsse, ohne ihn gehört zu haben. Dagegen mache ich

1) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4. Teil.

es ihm zur Pflicht, gegen Dich mit derselben Aufrichtigkeit und treuen Anhänglichkeit vorzugehen, die er mir stets bewiesen hat." Ferdinand, der nun Kaiser von Österreich wurde, hielt sich strenge an die Weisungen seines Vaters. Mit 42 Jahren bestieg er den Thron, aber er war ein Neuling in allen Geschäften. Große Güte, herzliches Wohlwollen, ein stets hilfsbereiter Sinn zeichneten ihn vorteilhaft aus. Doch der Monarch war durch eine Krankheit gehindert, den schwierigen Aufgaben eines Herrschers zu genügen; die Leitung des Staates entglitt vollständig seinen Händen. Er hörte die Vorträge der Minister und Ratgeber willig, wenngleich kritiklos an und zeigte sich stets bereit, seine Unterschrift auf die ihm vorgelegten Akten zu setzen. Selbst die Erfüllung der repräsentativen Pflichten fiel dem Kaiser schwer; kaum konnte er sich daran gewöhnen, die Worte sorgsam auf die Wagschale zu legen. Wehmütig schrieb Freiherr von Kübeck in sein Tagebuch: „Wir haben jetzt eine absolute Monarchie ohne Monarchen."

Mehmed-Ali wurde neuerdings für Jahre das Sorgenkind der europäischen Diplomaten. Der brennende Ehrgeiz des tatenfrohen Vizekönigs von Ägypten ließ die Staatsmänner der Großmächte nicht zur Ruhe kommen. Immer weiter steckte Mehmed-Ali seine Ziele, immer höher strebte er. Die volle Unabhängigkeit seiner Provinzen war die große Sehnsucht seines Lebens geworden, obgleich er mit vielem Geschicke stets den Schein wahrte, als würde er ein ergebener Diener des Sultans sein. Aber wenn schon die hochfliegenden Wünsche nicht in Erfüllung gehen konnten, so wollte der Vizekönig wenigstens die Erblichkeit seines ganzen Länderbesitzes für seine Familie erlangen. Zu diesem Zwecke suchte er den Harem des Sultans für sich zu gewinnen; ebenso ließ er die ihm wohlgesinnten Franzosen für sich arbeiten. Mehr jedoch als die Erblichkeit seiner Herrschaft in Ägypten war nicht zu erwirken. Da man in Konstantinopel keine Neigung zeigte, auf die ehrgeizigen Pläne Mehmed-Alis einzugehen, bat der Vizekönig um die Intervention der Mächte. Diese lehnten aber ab, und so blieb nur die Entscheidung durch einen Krieg übrig. In der Türkei und in Ägypten rüstete man mit großer Hast. Indes, der nahe bevorstehende Ausbruch eines erbitterten Kampfes erfüllte die Großmächte mit Besorgnis. Unter ihnen herrschte auch keine Einigkeit, denn Frankreich stand unverrückbar auf der Seite Mehmed-Alis, während England diesmal seiner erprobten Überlieferung untreu wurde und den Ostmächten seine Unterstützung lieh. Immerhin suchte Lord Pal-

merston zwischen dem Sultan und dem selbstbewußten Vizekönige zu vermitteln. Er regte an, daß die schwierige Angelegenheit auf einem Kongresse in London oder Wien geordnet werden möge. Das Projekt scheiterte aber, weil sich die Großmächte nicht verständigen konnten.

Es kam zum Kriege. Ibrahim bereitete im Juni 1839 den türkischen Truppen eine vernichtende Niederlage, und bald nachher ging die Flotte des Sultans zu Mehmed-Ali über. In Konstantinopel, wo in dieser Zeit der siebzehnjährige Abd-ul-Medschid das Zepter ergriff, stellte sich sogleich eine tiefe Niedergeschlagenheit ein. Aus der verzweiflungsvollen Stimmung ergab sich der Wille zur Nachgiebigkeit, und die Pforte knüpfte mit dem Vizekönige Verhandlungen an. Da legten sich die Großmächte ins Mittel. Österreich, Preußen, Rußland, England und Frankreich bestimmten den Sultan, auf dem eingeschlagenen Wege nicht weiterzuwandeln und ihrer Einsicht zu vertrauen. Doch die Übereinstimmung im Wollen ist leichter zu erzielen als die im Handeln. Der von Wien aus gemachte Vorschlag, eine Konferenz einzuberufen, stieß ebenso auf Widerspruch wie die Ratschläge, die England und Rußland der Reihe nach erteilten. Frankreich durchkreuzte alle diplomatisch ausgeklügelten Pläne, weil es seinem Schützlinge Mehmed-Ali einen vollen Sieg und nicht einen kleinen Vorteil zu verschaffen wünschte. Seit dem März 1840 stand an der Spitze der französischen Regierung eine neue Persönlichkeit, Herr Thiers, der bekannte Geschichtschreiber des Napoleonischen Heldentums. Dieser kleingewachsene Mann schreckte vor den gewagtesten Mitteln nicht zurück, wenn es galt, ein einmal gefaßtes Vorhaben rücksichtslos durchzuführen. Hinter dem Rücken der andern Mächte wollte Thiers den Frieden zwischen Abd-ul-Medschid und Mehmed-Ali stiften, um auf diese Weise mehr zu erlangen als bei gemeinsamen Verhandlungen der Staaten. Aber das fein ausgedachte Spiel wurde rechtzeitig gestört. Im Juli beschlossen die diplomatischen Vertreter von Österreich, Rußland, England und Preußen in London mit kräftiger Hand einzugreifen und Mehmed-Ali ihre Bedingungen vorzuschreiben. Innerhalb einer engbegrenzten Frist sollte er seine Entschlüsse fassen. Wenn diese nicht befriedigend ausfallen würden, dann wollten die verbündeten vier Großmächte dem Sultan ihren Schutz angedeihen lassen. Schon vorher hatte Rußland auf ein selbständiges Vorgehen und auf seine durch den Vertrag von Hunkiar Skelessi begründeten Rechte verzichtet.

Der arme Thiers wurde nun von wilder Entrüstung erfaßt. Die Ordnung einer großen europäischen Frage ohne Frankreich, meinte der aufgeregte Herr, sei eine Beleidigung; jetzt komme Mehmed-Ali in zweiter Linie in Betracht, in erster Reihe stehe die Ehre Frankreichs, die Genugtuung fordere. Umfassende Rüstungen wurden eingeleitet; für die Befestigung von Paris allein sollten hundert Millionen Francs aufgewendet werden. Die französische Presse hetzte gegen den Deutschen Bund, und die alte Sehnsucht nach dem Vormarsche bis an den Rhein meldete sich wieder ungestüm. Aber auch auf deutschem Boden schäumte die Kriegsbegeisterung auf. Die Festungen wurden instand gesetzt, die Gewehre von den Ständern genommen. Becker schuf in der richtigen Stunde ein Lied, das vieltausendstimmig widerhallte: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein!" Das war eine sturmvolle Zeit! Thiers selbst wurde etwas bange, und er ließ dem verhätschelten Mehmed-Ali nahelegen, es nicht bis zum Äußersten zu treiben. Der Ägypter antwortete trotzig, was er dem Säbel verdanke, werde er auch nur dem Säbel abtreten. Die Großmächte mußten also Ernst machen. Im September 1840 brachte eine vereinigte englisch-österreichische Flotte — die Donaumonarchie war allerdings bloß durch zwei Fregatten, eine Korvette und 23 Transportschiffe vertreten[1]) — türkische Truppen nach Asien. Ibrahims Armee wurde geschlagen und Mehmed-Ali abermals als Rebell erklärt und aller seiner Würden und Stellungen beraubt.

Doch die Vorgänge jenseits des Mittelländischen Meeres berührten die europäischen Staatsmänner jetzt fast weniger wie die schicksalsvolle Frage: was wird Frankreich unternehmen? König Ludwig Philipp zitterte vor der Möglichkeit eines Krieges, denn eine unglückliche Schlacht konnte leicht seiner Herrschaft ein Ende bereiten. Er gedachte nicht so weit zu gehen wie Thiers und ließ deshalb den eifervollen, unbequemen Ministerpräsidenten fallen. Guizot, der schon früher zur Mäßigung ermahnt hatte, übernahm die Leitung der diplomatischen Geschäfte, und in Paris begann eine friedfertigere Stimmung Platz zu greifen. Da brachte Mehmed-Ali selbst die Erlösung von den großen Sorgen. Der früher so kraftvoll stolze Mann war durch das ihm widerfahrene Leid fast gebrochen. Am 27. November 1840 hatte er mit tiefer Betrübnis eingewilligt, Sy-

1) Carl Ritter von Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei bis Ende des 19. Jahrhunderts. Wien 1908.

rien für immer freizugeben und die türkische Flotte, die in seinen Häfen lag, dem Sultan zu überlassen. Dafür erhielt er den erblichen Besitz von Ägypten. Nun gelang es den Diplomaten rasch, das Kriegsgewölk zu verscheuchen und die Spannung zu beheben. Beckers Rheinlied wurde zwar weitergesungen, aber die Franzosen blieben innerhalb ihrer Landesgrenzen....

Im Jahre 1815 war von dem hohen diplomatischen Rate zu Wien der winzige polnische Freistaat Krakau geschaffen worden, der gleichsam wie ein letzter Zeuge einstiger allerdings recht fauler Pracht — des ehemaligen selbständigen Polen — ein kümmerliches Dasein fristete. Für Österreich ist die kleine Republik stets ein unangenehmer Nachbar gewesen, der Metternich und ebenso den preußischen und russischen Staatsmännern viel Ärgernisse bereitete. Schon im Oktober 1835 wurde bei der Monarchenbegegnung in Teplitz vereinbart, daß der Freistaat im Laufe der Jahre der Habsburg-lothringischen Monarchie als Gebietserweiterung zufallen solle. Der guten Form halber setzte man fest, daß dies bloß im Falle „eines freien Wunsches der Republik" geschehen möge. So sehr man sonst für die Unantastbarkeit der bestehenden Ordnung eintrat, in diesem Falle gestatteten sich die starren Vertreter des Legitimitätsprinzips unbekümmert eine Abweichung. Die Sterbestunde für die Republik Krakau schlug im Jahre 1846. In allen polnischen Gebieten wurde um diese Zeit fieberhaft ein gewaltiger Aufstand vorbereitet, durch den die zersplitterten Teile des einstigen Königreichs Polen wieder zu einem lebensvollen Ganzen vereinigt werden sollten. Auch in Krakau gärte es bedenklich, und der schwächliche Senat ließ sich von den Vertretern der benachbarten Schutzmächte dazu bewegen, den Einmarsch eines österreichischen Korps zu verlangen. Diesem willkommenen Wunsche wurde freudig willfahrt. Aber die Österreicher mußten gleich das Feld räumen, und sie kehrten erst zurück, als Ludwig von Benedek die Krakauer Insurgenten auseinandergesprengt hatte.

Jetzt wollte der Zar nicht mehr länger zusehen, und er drängte Metternich zur Vollführung des letzten Streiches. Wenn man sich von Wien aus nicht des Freistaates bemächtigen würde, dann wäre Nikolaus gezwungen, ihn an sich zu reißen, hieß es. Unter diesen Umständen zögerte die österreichische Regierung nicht länger; sie erbat sich nur von Rußland die Rechtfertigung und Verteidigung ihres Vorgehens beim Berliner Hofe. Dort war man freilich von dem Vorhaben nicht entzückt, zumal da für Preußen vielerlei Han-

delsinteressen in Frage kamen. Schließlich wurde die Zustimmung gegeben, und man forderte nur, daß die endgültige Regelung der Angelegenheit demnächst bei einer Konferenz stattfinden möge. Im November kam dann ein Vertrag zustande, durch den die Berliner Regierung die Angliederung Krakaus an Österreich genehmigte. Jetzt konnte Metternich an die Kabinette von Paris und London herantreten. Er wußte wohl, daß er von dort gewichtige Vorstellungen und leidenschaftliche Einwendungen zu erwarten habe, aber er sah den Protesten mit kühler Ruhe entgegen, weil er als gewiegter Diplomat mit der Entfremdung rechnete, die sich in der letzten Zeit zwischen dem französischen und dem englischen Hofe und den beiden Regierungen geltend gemacht hatte. Wirklich begann auch in Paris und London ein arges Kesseltreiben gegen Österreich, das jedoch in Wien die gute Laune nicht verdarb. Übrigens bestrebte sich König Ludwig Philipp, die energischen Worte seiner Regierung privat abzuschwächen. Das diplomatische Gezänke konnte Österreich nicht viel anhaben; man hielt in Wien einen Krieg wegen des Freistaates Krakau für ausgeschlossen. Überdies hatte man die Einverleibung bereits am 11. November 1846 feierlich ausgesprochen. Es wurde darum nur ein harmloser Federstreit geführt. Immerhin war Prinz Albert, der Gemahl der Königin Viktoria, berechtigt zu schreiben: „Durch den unglücklichen Schritt Österreichs in betreff Krakaus ist von der Seite her, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen, die Basis der Verträge erschüttert worden, auf welcher das ganze Friedensgebäude und das europäische Gleichgewicht nun schon 31 Jahre ruhen.“[1])

Mit wachsendem Mißbehagen verfolgte Metternich die Ereignisse in Italien. Im Jahre 1846 war Gregor XVI., der als geborener Österreicher mit der Wiener Regierung auf gutem Fuße lebte, gestorben. Sein Nachfolger Pius IX., in den das italienische Volk überschwengliche Hoffnungen setzte, war ein ganz anderer Mann und so gar nicht von jener Art, die dem Staatskanzler zusagte. „Ein liberaler Papst, dies hat uns noch gefehlt!“[2]), rief Metternich unwillig aus. Ein andermal schrieb er, daß ein liberaler Papst ein geradezu unmögliches Wesen sei. Wohl ließ der österreichische Minister nach Rom fürsorgliche Ratschläge ergehen; er warnte vor Zugeständnissen, denn nur die Festigkeit bringe Segen. Pius IX.

---

1) Alfred Stern, Geschichte Europas von 1815—1871 VI.

2) J. A. Freiherr v. Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution I. Freiburg 1907.

war jedoch anderer Meinung, und er entwickelte sich unbekümmert zum Reformpapste, zum Erwecker eines hoffnungsvollen nationalen Lebens. Hinter ihm wollte Karl Albert, der König von Sardinien, nicht zurückbleiben. In seiner Jugend von liberalen Ideen erfüllt, hatte der Prinz später furchtbare Buße tun müssen, um sich den Weg zum Throne freizumachen. Als König schwankte er eine Weile, näherte sich dann aber seinem Volke als freudig begrüßter Führer. Auch in Toskana wehte jetzt ein anderer Wind. Tiefgreifende Neuerungen, die mit der Gewährung eines freien Preßgesetzes begannen, wurden durchgeführt. Und dies alles trotz der Beschwörungen und Drohungen Metternichs, der zum ersten Male fühlen mußte, wie ohnmächtig er in Italien geworden war. Im August 1847 richtete der österreichische Staatskanzler eine sorgenvolle Note an die Großmächte, in der er vor den italienischen Einheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen ängstlich warnte. Noch einmal wiederholte er die hohle Phrase, daß Italien lediglich ein geographischer Name ohne politischen Inhalt sei. In Paris ließ man sich ängstigen, denn Guizot war nicht der Staatsmann, der einem Metternich widerstehen konnte. Dagegen desavouierte Lord Palmerston seinen österreichischen Kollegen, dessen greisenhafte Furcht ihn nur mitleidig stimmte. Durch einen besonderen Abgesandten ließ der englische Minister dem Könige von Sardinien Mut einflößen; man sollte in den Reformen nicht innehalten und der Vernunft des italienischen Volkes Vertrauen schenken.

Nicht weniger unzufrieden wie mit dem Geiste und der Stimmung auf der Apenninenhalbinsel war Metternich mit den Ereignissen in der kleinen Schweiz, die ihn seit Jahren beschäftigten. Abwechslungsreich verlief der Kampf zwischen den liberalen und klerikalen Politikern und zwischen den Kantonen, die sich für die eine oder andere Richtung entschieden. Die Erregung stieg, als die klerikale Regierung von Luzern die Jesuiten in die Stadt berief. Davor hatten sogar konservative Politiker gewarnt, und Metternich hatte den österreichischen Gesandten in Rom an den Papst das Ersuchen richten lassen, daß er der Gesellschaft Jesu nahelege, der Stadt Luzern fernezubleiben.[1]) Die Gründung des Sonderbundes der klerikalen Kantone vermehrte die Spannung und die Gefahr eines vollständigen Bruches. In der Tat kam es auch im November 1847 zum Sonderbundskriege, in dem die liberalen Kantone siegten. Darum

1) Bernhard Ritter von Meyer, Erlebnisse I. Wien 1875.

entschloß man sich in den Staatskanzleien, die Schweizer Verhältnisse unter allen Umständen in Ordnung zu bringen und in dem Gebirgslande die Reaktion zu stützen. Im Winter des Jahres 1847 wurden zwischen den österreichischen, preußischen und französischen Kabinetten langwierige Verhandlungen gepflogen. Nicht ohne Mühe kam man so weit, für das nächste Frühjahr energische Maßnahmen vorzubereiten und Pläne zu schmieden, die freilich unausgeführt bleiben mußten. Denn etwas hatten die vorsichtigen Staatsmänner bei ihren Besprechungen außer acht gelassen, ein Elementarereignis, das unerwartet eintrat und den rückschrittlichen Gelüsten vorläufig Einhalt gebot: die Revolution.

VI. Metternichs Sturz.

Im Januar 1848 schrieb Metternich geistreich und witzig an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen: „Zwischen einen liberalisierenden und im Modesinne nicht liberalseinkönnenden Papst und einen frischweg radikalisierenden Chef der englischen Politik gestellt, hat die Lage des österreichischen Staatskanzlers vieles mit der eines Mannes gemein, dem man den Platz zum Sitzen zwischen zwei Stühlen zuweist. Vom Sitzen kann hier nicht die Rede sein, sondern höchstens vom Stehenbleiben.“ 1) Stehenbleiben! das wollte Metternich um jeden Preis. In einem anderen Briefe aus diesen Tagen sprach er sich kürzer und voll Zuversicht aus. „Auf dem großen politischen Felde steht alles gut“, bemerkte der Staatskanzler in einem Schreiben an Kübeck. Einige Wochen später war in Paris die Revolution ausgebrochen, und am 24. Februar hatte Ludwig Philipp mit großen Buchstaben auf ein ihm dargereichtes Blatt Papier den Entschluß seiner Abdankung gesetzt. Als die ersten spärlichen Nachrichten von den Vorgängen in Frankreich in Wien einlangten, übersah man noch nicht die Tragweite der Ereignisse. Gleichgültig meinte der Staatskanzler: „Der König kennt seine Pariser, und das Feuer, das Guizot zur Flamme anwachsen ließ, wird Thiers bald zu bändigen wissen.“ Je mehr man jedoch von den Geschehnissen erfuhr, desto überraschter und fassungsloser wurde man in der Staatskanzlei. Metternich fühlte sich um viele Jahre zurückgeführt; traurig versicherte er, Europa stehe jetzt dem Jahre 1793 gegen-

1) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren VII.

über, nur daß das damalige Europa für die Krankheit, welche in jener Zeit Frankreich verwüstete, weniger empfänglich war als nun. „Greuelszenen der raffiniertesten Art" schienen ihm unvermeidlich zu sein. Nur an eines wollte er nicht denken: an seinen Sturz.

Und dennoch, die Herrschaft Metternichs ging mit Riesenschritten ihrem Ende zu. Am 13. März 1848 erhob sich die nach Freiheit strebende Bevölkerung Wiens, und ihr so lange zurückgehaltener Haß wandte sich vor allem gegen die Persönlichkeit, die ihr als Verkörperung der rückschrittlichen Politik galt. Die in der Hofburg erschienenen Vertreter der Bürgerschaft forderten zähe die Demission des greisen Staatskanzlers. „Durchlaucht, wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System!" wurde dem Fürsten Metternich zugerufen, als er sich bereit erklärt hatte, dem Drucke nachzugeben. „Ich trete vor einer höheren Gewalt zurück, als die des Regenten selbst ist", heißt es in dem eilig hingeworfenen Entlassungsgesuche vom 13. März. Eine höhere Gewalt! Das Volk, das Metternich in seinen Kalkülen nie beachten wollte, dessen Sehnsucht ihn gleichgültig ließ, dessen Hoffnungen er verachtete: dieser Riese warf, seiner Kraft bewußt geworden, den Staatsmann mitleidlos zu Boden.

Fluchtartig mußte Metternich das aufgeregte Wien verlassen, und gestern noch der Mächtigsten einer, irrte er jetzt voll Angst durch Österreich, um im Auslande irgendwo ein schützendes Asyl zu suchen. Jämmerlich war seine Regierung zusammengebrochen. Der Staatsmann, der Europa in dumpfer Ruhe erhalten wollte, sah, wie der ganze Kontinent förmlich in Brand geriet. Von Stadt zu Stadt drang das Feuer der Revolution und vernichtete rasch das Werk, dem die Arbeit einer fast vierzigjährigen Ministertätigkeit gewidmet war. „Ich finde heute — ich kann die Dinge wenden und drehen wie immer — kein österreichisches Reich mehr", schrieb Metternich im Juli 1848 in London. „Es ist erloschen. Die Aufgabe ist demnach nicht mehr die des Erhaltens, sondern die des Aufbauens."[1]) Mit diesen wenigen Worten sprach er seiner eigenen Wirksamkeit das vernichtendste Urteil. Auch er, der immer nur erhalten wollte, sah jetzt im Aufbauen die einzige Rettung. Zu spät für sich, zu spät auch für das Reich, dessen Geschicke ihm anvertraut waren!

---

1) Metternich und Kübeck, Ein Briefwechsel. Wien 1910.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band ist einzeln käuflich — Geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50

Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände innerhalb der Wissenschaften alphabetisch geordnet
Werke, die mehrere Bände umfassen, auch in einem Band gebunden erhältlich

I. Religion und Philosophie.

Ästhetik. V. Prof Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)
Aufgaben u. Ziele d. Menschenlebens. Von Prof Dr J. Unold 4. Aufl. (Bd 12.)
Bergson. Henri, der Philosoph moderner Relig. Von Pfarrer Dr E. Ott. (Bd. 480.)
Berkeley siehe Locke, Berkeley, Hume
Buddha. Leben u. Lehre d. B. Von weil. Prof. Dr. R. Pischel. 3 Aufl., durchges. von Prof. Dr. H. Lüders Mit 1 Titelbild u. 1 Taf. (Bd. 109.)
Calvin, Johann. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Christentum. Aus der Werdezeit des Chr. V. Prof. Dr. J. Geffcken. 2. A. (Bd. 54.)
— Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Von Prof D. Dr K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297. 298.)
— siehe Jesus, Mystik im Christentum.
Ethik. Grundzüge der E. Von E. Wentscher. (Bd. 397.)
— s. a. Aufg. u. Ziele, Sexualethik, sittl. Lebensanschauungen, Willensfreiheit.
Freimaurerei. Die. Anschauungswelt u. Geschichte. Von weil. Geh. Rat Dr L. Keller. (Bd. 463.)
Griechische Religion siehe Religion
Handschriftenbeurteilung. Die Eine Einführung in die Psychol d Handschrift. Von Prof. Dr. G. Schneidemühl. Mit 51 Handschriftennachbild. (Bd. 514.)
Heidentum siehe Mystik.
Hellenistische Religion siehe Religion.
Hume siehe Locke, Berkeley, Hume.
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E Trömner. 2. Aufl (Bd 199.)
Jesuiten, Die. Eine histor. Skizze Von Prof Dr H. Boehmer. 4 Aufl. (Bd. 49.)
Jesus. Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. V. Pfarrer D. Dr. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)
— Die Gleichnisse Jesu. Von Prof. D Dr. H Weinel 4. Aufl. (Bd. 46.)
Israelitische Religion siehe Religion.
Kant, Immanuel. Darstellung und Würdigung. V. weil. Prof. Dr. O Külpe. 4. Aufl hrsg. v. Prof. Dr. A. Messer. M. 1 Bildn. (Bd. 146.)
Kirche s Staat u. Kirche.
Kriminalpsychologie s. Psychologie d. Verbrechers, Handschriftenbeurteilung.
Lebensanschauungen s. Sittl L.
Locke, Berkeley, Hume. Die großen engl. Philos. V. Oberlehrer Dr. P. Thormeyer. (Bd. 481.)
Luther. Martin L. u. d. deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W Köhler. 2. Aufl Mit 1 Bildnis Luthers. (Bd. 515.)
— s auch von L zu Bismarck Abt IV.
Mechanik d. Geisteslebens. Die. V Geh. Medizinalrat Direktor Prof. Dr. M. Verworn. 3 A. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)
Mission, Die evangelische. Von Pastor S. Baudert. (Bd 406.)
Mystik in Heidentum u. Christentum V. Prof. Dr. Ed Lehmann. 2. Aufl (Bd. 217.)
Mythologie, Germanische. Von Prof Dr. J. von Negelein 2 Aufl (Bd. 95.)
Naturphilosophie, Die moderne. V Priv.-Doz. Dr. J M. Verweyen. (Bd. 491.)
Palästina und seine Geschichte. Von weil. Prof Dr H Frh. v. Soden 3 Aufl. M 2 Kart., 1 Plan u. 6 Ansicht (Bd. 6.)
— P. u. s. Kultur in 5 Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Oberl Dr. P. Thomsen. 2. neubearb Aufl M. 37 Abb. (Bd 260.)
Paulus, Der Apostel, u. sein Werk. Von Prof Dr E. Vischer. (Bd. 309.)
Philosophie. Die Von Realschuldirekt H. Richert 2 Aufl. (Bd 186.)
— Einführung in die Ph. Von Prof. Dr. R. Richter. 3. Aufl. von Dr. M. Brahn. (Bd. 155.)
— Führende Denker. Geschichtl Einleit. in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn 3 Aufl Mit Bildn (Bd. 176.)
— Religion und Ph im alten Orient Von Prof Dr E von Aster. (Bd 521.)
— Die Ph d Gegenw. in Deutschland V. weil Prof Dr O Külpe. 6 Aufl (Bd. 41.)
— Philosophisches Wörterbuch V Oberlehrer Dr P Thormeyer. (Bd 520.)
— s. a. Ethik, Naturphilos., Weltansch.

II. Pädagogik und Bildungswesen.

III. Sprache, Literatur, Bildende Kunst und Musik.

Schiller. Von Prof Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildn. 3. Aufl. (Bd. 74.)
Schillers Dramen. Von Progymnasialdirektor E. Heusermann. (Bd 493.)
Shakespeare und seine Zeit. Von weil. Prof Dr. E. Sieper. M. 3 Abb. 2. Aufl. (Bd. 185.)
Sprache, Die Haupttypen des menschlich. Sprachbaus. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 268.)
— **Die deutsche Sprache von heute.** Von Dr. W Fischer. (Bd. 475.)
— **Fremdwortkunde.** Von Dr. Elise Richter. (Bd 570.)
— siehe auch Phonetik, Rhetorik; ebenso Sprache u. Stimme Abt. V
Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof Dr F N. Finck. 2. Aufl. (Bd. 267.)
Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld-Jensen. (Bd. 472.)
Stile, Die Entwicklungsgesch. d. St. in der bild. Kunst. Von Dozent Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde. 2. Aufl. I.: V. Altertum bis zur Gotik. M 66 Abb. II.: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 39 Abb. (Bd. 317/318.)
Sturm und Drang. Von Prof. Dr. R. Unger. (Bd. 589.)
Tasteninstrumente. Klavier, Orgel, Harmonium. V Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)
Theater, Das. Schauspielhaus u. -kunst v. griech. Altert. bis auf d. Gegenw. V. Prof. Dr. Chr. Gaehde. 2. A. 18 Abb. (Bd 230.)
Tonkunst siehe Musik.
Tragödie s. Griech. Tragödie.
Urheberrecht siehe Abt. VI.
Volkslied, Das deutsche. Über Wesen und Werden d. deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W Bruinier. 5. Aufl. (Bd. 7.)
Volksmärchen, Das deutsche V. Von Pfarrer K. Spieß. (Bd 587.)
Volkssage, Die deutsche. Übersichtl dargest. v. Dr. O. Böckel. 2. Aufl. (Bd. 262.)
— siehe auch Heldensage, Mythologie
Wagner. Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E Istel. Mit Bildn. (Bd. 330.)
— siehe auch Musik. Romantik u Oper.
Zeichenkunst. Der Weg zur Z. Von Dr. E. Weber. M 82 Abb. u. 1 Taf. (Bd. 430.)
— s. auch Perspektive, Projektionslehre.
Zeitungswesen. V. Dr. H. Diez. (Bd. 328.)

IV. Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Alpen, Die. Von H. Reishauer. Mit 26 Abb. und 2 Karten. (Bd. 276.)
Altertum, Das, im Leben der Gegenwart. V Prov.-Schul- u. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr P Cauer. 2. Aufl (Bd. 356.)
Amerika. Gesch. d. Verein. Staaten v. A. V. Prof Dr E Daenell. 2. A (Bd. 147.)
Amerikaner, Die. V N M. Butler. Dtsch v. Prof Dr. Laszowski. (Bd. 319.)
— s. Volksschule u. Lehrerbild.; Technische Hochschulen. Univers. Amerikas Abt. II.
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. 2. Aufl. (Bd. 258.)
Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Von Geh. Postrat Prof. Dr. Fr. Preisigke. Mit 1 Tafel. (Bd 565.)
Arbeiterbewegung s. Soziale Bewegungen.
Australien und Neuseeland. Land. Leute und Wirtschaft. Von weil. Prof Dr R. Schachner Mit 23 Abb (Bd. 366.)
Babylonische Kultur, Die, i. Verbreit. u i. Nachwirkungen auf d Gegenw V Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 579.)
Baltisch. Provinzen. V. Dr V. Tornius. 2. Aufl M. 8 Abb u 2 Kartenskizz (Bd. 542.)
Bauernhaus Kulturgeschichte des deutschen B. Von Baurat Dr.-Ing. Chr Ranck. 2 Aufl Mit 70 Abb (Bd. 121.)
Bauernstand. Gesch. d dtsch. B. V. Prof. Dr H Gerdes. M. 21 Abb. (Bd. 320.)
Belgien. Von Dr. V. Oßwald. 2. verbess. Aufl M 5 Kart. (Bd. 501.)
Bismarck und seine Zeit. Von Professor Dr V Valentin. Mit einem Bildn. Bismarcks. (Bd. 500.)
Brandenburg.-preuß. Gesch. Von Archivassistent Dr. Fr. Israel. 2 Bde. I. V. d. ersten Anfängen b. z. Tode König Fr. Wilhelms I. 1740. II. V der Regier. Frdr. d. Gr. b. zum Ausbruch des Weltkrieges. (Bd. 440/441.)
Bulgarien. Von Otto Müller-Neudorf. (Bd. 597.)
Bürger im Mittelalter s. Städte.
Byzant. Charakterköpfe. V Privatdoz. Dr. K Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)
Calvin, Johann. Von Pfarrer Dr G Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd 247.)
Christentum u. Weltgeschichte seit der Reformation. Von Prof. D. Dr. K Sell. 2 Bde. (Bd. 297/298.)
Deutsch siehe Bauernhaus, Bauernstand, Dorf, Feste, Frauenleben, Geschichte, Handel, Handwerk, Jahresfeste, Reich, Staat, Städte, Verfassung, Verfassungsr., Volksstämme, -trachten, Wirtschaftsl. usw.
Deutschtum im Ausland, Das. Von Prof. Dr. R. Hoeniger. (Bd. 402.)
Dorf, Das deutsche. Von R. Mielke. 2 Aufl. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)
Eiszeit, Die, und der vorgeschichtliche Mensch. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. G. Steinmann. 2. Aufl. M 24 Abbildungen. (Bd. 302.)
England u. Deutschland i. ihr. Beziehungen v. Mittelalter b. z. Gegenw. V. Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 543.)
— **Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage.** V. Prof. Dr W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 8 Bildn. (Bd. 174.)

Mykenische Kultur. Die. Von Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 581.)

Mythologie s. Abt. I.

Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 3. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)

Nationalbewußtsein siehe Volk.

Naturvölker. Die geistige Kultur der N. V. Prof. Dr. K. Th. Preuß. M. 9 Abb.
— s. a. Völkerkunde, allg. (Bd. 452.)

Neuseeland s. Australien.

Orient s. Palästina, Türkei.

Österreich. Geschichte der auswärtigen Politik Ö. im 19. Jahrh. Von R. Charmatz. 2 Bde. 2. Aufl. Bd. I: 1800 bis 1848. Bd. II: 1848—1895. Bis zum Sturze Kalnokys. (Bd. 651/652.)
— Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895. Von R. Charmatz. 2 Bde. 3. Aufl. Bd. I: 1848—1895. Von der Revolution bis zum Sturze Hohenwarts. Bd. II.: 1871—1895. Vom Ministerium Auersperg bis zum Sturze d. Koalitionsministeriums. (Bd. 653/654.)
— Österreichs innere und äußere Politik von 1895—1914. Von R. Charmatz. (Bd. 655.)

Ostmark s. Abt. VI.

Ostseegebiet. Das. V. Prof. Dr. G. Braun. M. 1 Abb. u. 1 mehrf. Karte (Bd. 367.)

Palästina und seine Geschichte. Von weil. Prof. Dr. H. Frh. von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten 1 Plan u. 6 Ans. (Bd. 6.)
— P. u. s. Kultur in 5 Jahrtausenden. Nach d. neuesten Ausgrabungen u. Forschungen dargestellt von Gymn.-Oberl. Dr. P. Thomsen. 2. neubearb. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 260.)

Papsttum s. Kaisertum.

Pompeji s. Antikes Leben.

Polarforschung Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- u. Südpol v. d. ältest. Zeiten bis zur Gegenw. V. Prof. Dr. K. Hassert. 3. Aufl. M. 6 Kart. (Bd. 38.)

Polen. Mit einem geschichtl. Überblick über d. polnisch-ruthenisch Frage. V. Prof. Dr. R. F. Kaindl. 2. Auflage Mit 6 Karten. (Bd. 547.)

Politik. V. Dr. A. Grabowsky. (Bd. 537.)
— Umrisse der Weltpolitik. V. Prof. Dr. J. Hashagen. 3 Bde. I: 1871 bis 1907. II: 1908—1914. III: D. polit. Ereign. währ. d. Krieges (Bd. 553/555.)
— Politische Geographie. Von Prof. Dr. E. Schöne. Mit 7 Kart. (Bd. 353.)
— Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von weil. Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 3. Aufl. (Bd. 129.)

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 114.)

Preußische Geschichte s. Brandenb.-pr. G.

Reaktion und neue Ära s. Gesch., deutsche.

Reformation s. Calvin, Luther.

Reich. Das deutsche R. von 1871 bis zum Weltkrieg. Von Archivassistent Dr. Fr. Israel. (Bd. 575.)

Religion s. Abt. I.

Restauration und Revolution siehe Geschichte, deutsche.

Revolution. Die Französ. V. Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. A. M. 8 Bild. (Bd. 346.)
— R. 1848, 6 Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Rom. Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanhang u. 4 Plänen (Bd. 3[illegible]6.)
— Soziale Kämpfe i. alt. Rom. V. Privatdozent Dr. L. Bloch. 3. Aufl. (Bd. 22.)
— Roms Kampf um die Weltherrschaft. V. Prof. Dr. J. Kromayer (Bd. 368.)

Römer. Geschichte der R. Von Prof. Dr. R. v. Scala (Bd. 578.)
— siehe auch hellenist.-röm. Religionsgeschichte Abt. I; Pompeji [illegible]

Rußland. 2 Bde. I.: Land, Volk u. Wirtschaft. Von Syndikus Dr. [illegible] II.: Geschichte, Staat und Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 562/563.)

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
— s. a. Wie ein Buch entsteht. Abt. VI.

Schutzgebiete s. Kolonien.

Schweiz. Die. Land, Volk, Staat u. Wirtschaft. Von Reg.- u. Ständerat Dr. O. Wettstein. Mit 1 Karte. (Bd. 482.)

Seekrieg s. Kriegsschiff.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)
— s. a. Marx, Rom: Sozialism. Abt. VI.

Staat. St. u. Kirche in ihr. gegens. Verhältnis seit d. Reformation. V. Pfarrer Dr. phil. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)
— Der deutsche St. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. F. v. Liszt. (Bd. 600.)

Städte, Die. Geogr. betrachtet. V. Prof. Dr. K. Hassert. M. 21 Abb. (Bd. 163.)
— Dtsche. Städte u. Bürger i. Mittelalter. V. Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
— Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. V. Reg.-Baum. a. D. A. Erbe. M. 59 Abb. (Bd. 117.)
— s. a. Griech. Städte, Pompeji, Rom.

Student. Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Studententum. Geschichte d. deutschen St. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)

Türkei. Die. V. Reg.-Rat P. R. Krause. Mit 2 Karten. 2. Auflage. (Bd. 469.)

Ungarn siehe Österreich.

Urzeit s. german. Kultur in der U.

Verfassung. Grundzüge der V. des Deutschen Reiches. Von Geheimrat Prof. Dr. E. Löning. 4. Aufl. (Bd. 34.)

Verfassungsrecht. Deutsches, in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)

Volk. Vom deutschen V. zum dt. Staat. Eine Gesch d dt. Nationalbewußtseins. V. Prof Dr. P. Joachimsen. (Bd. 511.)

Völkerkunde, Allgemeine. I: Das Feuer, der Nahrungserwerb, Wohnung, Schmuck und Kleidung Von Dr. A. Heilborn. M 54 Abb. (Bd. 487.) II: Waffen und Werkzeuge, die Industrie, Handel und Geld, die Verkehrsmittel. Von Dr. A Heilborn. Mit 51 Abbild. (Bd. 488.) III: Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Prof. Dr K Th. Preuß Mit 9 Abbildungen. (Bd. 452.)

Volksbräuche, deutsche, siehe Feste.

Volksstämme, Die deutschen, und Landschaften. Von Prof Dr. O. Weise. 5. völlig umgearb. Aufl. Mit Abb. i. Text u. einer Dialektkarte Deutschlands (Bd. 16.)

Volkstrachten, Deutsche. Von Pfarrer K. Spieß Mit 11 Abb. (Bd. 342.)

Vom Bund zum Reich siehe Geschichte.

Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Prof. Dr. G. Roloff. (Bd. 465.)

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbild. a. deutscher Gesch. V. Prof Dr. O. Weber. 2 Bde. 2. Aufl. (Bd. 123/124.)

Vorgeschichte Europas. Von Prof. Dr. H. Schmidt. (Bd. 571/572.)

Weltgeschichte s. Christentum.

Welthandel s. Handel.

Weltpolitik s. Politik.

Wirtschaftliche Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl Bearb. von Prof Dr K. Dove. (Bd 122.)

Wirtschaftsgeschichte, Antike. Von Dr O. Neurath. 2. Auflage. (Bd. 258.)
— s a. Antikes Leben n. d. ägypt. Papyri.

Wirtschaftsleben, Deutsches. Auf geogr. Grundlage geschildert. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. Neubearb. von Dr. H. Reinlein. (Bd. 42.)
— s. auch Abt. VI.

V. Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin.

Aberglaube, Der, in der Medizin u. s. Gefahr f. Gesundh. u. Leben. V Prof. Dr. D. v. Hansemann. 2. Aufl. (Bd. 83.)

Abstammungslehre u. Darwinismus. V Pr. Dr. R Hesse. 4. A. M. 37 Fig. (Bd. 39.)

Abstammungs- und Vererbungslehre, Experimentelle. Von Prof. Dr. E. Lehmann. Mit 26 Abb. (Bd. 379.)

Abwehrkräfte d. Körpers. Die. Einführ. i. d. Immunitätslehre V. Prof. Dr. med. H Kämmerer M. 52 Abb. (Bd. 479.)

Algebra siehe Arithmetik.

Alkoholismus, Der. Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb. (Bd. 103.)
— Seine Wirkungen u. s. Bekämpf. Hrsg. v. Zentralverb. z. Bekämpf. d. Alkoholismus in Berlin III. Teil. (Bd. 145.) I. u. II. Teil s. Alkoholismus v. Gruber.

Anatomie d. Menschen, Die. V. Prof. Dr. K. v. Bardeleben. 6 Bde. Jeder Bd. mit zahlr. Abb. (Bd. 418-423.) I Zellen- und Gewebelehre. Entwicklungsgeschichte. Der Körper als Ganzes 2. Aufl. II. Das Skelett. 2. Aufl. III Das Muskel- u Gefäßsystem 2. Aufl. IV Die Eingeweide (Darm-, Atmungs-, Harn- und Geschlechtsorgane). 2. Aufl. V Nervensystem und Sinnesorgane VI. Statik u. Mechanik d. menschl. Körpers.
— siehe auch Wirbeltiere.

Aquarium, Das. Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd 335.)

Arbeitsleistungen des Menschen. Die. Einführ. in d. Arbeitsphysiologie V Prof. Dr H Boruttau. M 14 Fig. (Bd 539.)
— Berufswahl. Begabung u. Arbeitsleistung in i. gegens. Beziehungen. Von W. J. Ruttmann. Mit 7 Abb. (Bd. 522.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. P. Crantz 2 Bände. I.: Die Rechnungsarten. Gleichungen 1. Grades mit einer u. mehreren Unbekannten. Gleichungen 2. Grades. 4 Aufl. M. 9 Fig. II.: Gleichungen, Arithmet. u. geometr. Reih. Zinseszins- u. Rentenrechn. Kompl. Zahlen. Binom. Lehrsatz. 3. Aufl. M. 21 Fig. (Bd. 120. 205.)

Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 363.)

Arzt, Der. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenw. Von Dr. med. M. Fürst. (Bd. 265.)

Astronomie. Probleme d. mod. A. V. Prof. Dr. S. Oppenheim. 11 Fig. (Bd. 355.)
— Die A. in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Von Prof. Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)
— siehe auch Weltall, Weltbild, Sonne, Mond, Planeten; Sternglauben Abt. I.

Atome. Moleküle — A. — Weltäther. V. Prof. Dr G Mie. 4. A. Fig. (B. 58/59.)

Auge des Menschen, Das, und seine Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. G. Abelsdorff. Mit 15 Abb. (Bd. 149.)

Auge, Das, und die Brille. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. Mit 84 Abb. und 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)

Bakterien, Die, im Kreislauf des Stoffes in der Natur und im Haushalt des Menschen. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. 2. Aufl. Mit Abb. (Bd. 242.)
— Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. M. Loehlein. Mit 33 Abb. (Bd. 307.)
— s. a. Abwehrkräfte, Desinfektion, Pilze, Schädlinge.

Bau u. Tätigkeit d. menschl. Körpers. Einf. in die Physiologie d. Menschen. V. Prof. Dr. H. Sachs. 4. A. M. 34 Abb. (Bd. 32.)
Begabung s. Berufswahl.
Befruchtungsvorgang, Der, sein Wesen und s. Bedeutung. V. Dr. E. Teichmann. 2. Aufl. M. 9 Abb. u. 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)
Bewegungslehre s. Mechan., Aufg. a. d. M. I.
Biochemie. Einführung in die B. Von Prof. Dr. W. Löb. Mit 12 Fig. (Bd. 352.)
Biologie, Allgemeine. Einführ. i. d. Hauptprobleme d. organ. Natur. V. Prof. Dr. H. Miehe. 2. Aufl. 52 Fig. (Bd. 130.)
— Experimentelle. Von Dr. C. Thesing. Mit Abb. 2 Bde. I: Experim. Zellforschung. II: Regeneration, Transplantat. und verwandte Gebiete. (Bd. 336, 337.)
— siehe a. Abstammungslehre, Befruchtungsvorgang, Fortpflanzung, Lebewesen, Organismen, Mensch und Tier, Urtiere.
Blumen. Unsere Bl. u. Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 69 Abb. (Bd. 360.)
— Uns. Bl. u. Pflanzen i. Zimmer. V. Prof. Dr. U. Dammer. 65 Abb. (Bd. 359.)
— siehe auch Garten.
Blut. Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. H. Rosin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)
Botanik, B. d. praktischen Lebens. V. Prof. Dr. P. Gisevius. M. 24 Abb. (Bd. 173.)
— siehe Blumen, Lebewesen, Pflanzen, Pilze, Schädlinge, Wald; Kolonialbotanik, Tabak Abt. VI.
Brille. Das Auge und die Br. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. Mit 84 Abb. und 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)
Chemie. Einführung in die allg. Ch. V. Dr. B. Bavink. M. 24 Fig. (Bd. 582.)
— Einführung in die organ. Chemie: Natürl. u. künstl. Pflanzen- u. Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)
— Einführung in die anorganische Chemie. Von Dr. B. Bavink. (Bd. 598.)
— Einführung i. d. analyt. Chemie. V. Dr. F. Rüsberg. 2 Bde. (Bd. 524, 525.)
— in Küche und Haus. Von Dr. J. Klein. 3. Aufl. (Bd. 76.)
— siehe a. Biochemie, Elektrochemie, Luft, Photoch.; Technik, Chem., Agrikulturch., Sprengstoffe Abt. VI.
Chirurgie, Die, unserer Zeit. Von Prof. Dr. J. Feßler. Mit 52 Abb. (Bd. 339.)
Darwinismus. Abstammungslehre und D. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 39.)
Desinfektion, Sterilisation und Konservierung. Von Reg.- u. Med.-Rat Dr. O. Solbrig. M. 20 Abb. i. T. (Bd. 401.)
Differential- u. Integralrechnung mit Berücksichtigung der prakt. Anwendung in der Technik. Von Dr. M. Lindow. M. 42 Fig. (Bd. 387.)
Dynamik s. Mechanik, Aufg. a. d. techn. M. 2. Bd., ebenso Thermodynamik.

Eiszeit, Die, und der vorgeschichtliche Mensch. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. G. Steinmann. 2. Aufl. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)
Elektrochemie. Von Prof. Dr. K. Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)
Elektrotechnik. Grundlagen der E. Von Oberingenieur A. Rotth. 2. Aufl. Mit 74 Abb. (Bd. 391.)
Energie. D. Lehre v. d. E. V. weil. Oberlehr. A. Stein. 2. A. M. 13 Fig. (Bd. 257.)
Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von Dr. A. Heilborn. Mit 60 Abbild. (Bd. 388.)
Erde s. Weltentstehung u. -untergang.
Ernährung und Volksnahrungsmittel. 3. Aufl. von Geh.-Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit Abb. u. Taf. (Bd. 19.)
— s. auch Nahrungsmittel.
Experimentalchemie s. Luft usw.
Experimentalphysik s. Physik.
Farben s. Licht u. F.: s. a. Farben Abt. VI.
Festigkeitslehre s. Statik.
Fortpflanzung. F. und Geschlechtsunterschiede d. Menschen. Eine Einführung in die Sexualbiologie. V. Prof. Dr. H. Boruttau. M. 39 Abb. (Bd. 540.)
Garten. Der Kleing. Von Redakteur Joh. Schneider. Mit 80 Abb. (Bd. 498.)
— Der Hausgarten. Von Gartenarchitekt W. Schubert. Mit Abb. (Bd. 502.)
— siehe auch Blumen, Pflanzen, Gartenkunst, Gartenstadtbewegung Abt. VI.
Gebiß, Das menschl., s. Erkrank. u. Pflege. V. Zahnarzt Fr. Jäger. 24 A. (Bd. 229.)
Geisteskrankheiten. Von Geh. Medizinalrat Oberstabsarzt Dr. G. Ilberg. 2. A. (Bd. 151.)
Genußmittel siehe Arzneimittel u. Genußmittel, Kaffee, Kakao, Tabak, Tee.
Geographie s. Abt. IV.
— Mathematische G. s. Astronomie.
Geologie, Allgemeine. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Fr. Frech. 2. u. 3. Aufl. 6 Bände (Bd. 207–211 u. Bd. 61.) I.: Vulkane einst und jetzt. Mit Titelbild u. 80 Abb. II.: Gebirgsbau u. Erdbeben. Mit Titelbild u. 57 Abbildgn. III.: D. Arbeit d. fließ. Wassers. 56 Abb. IV.: Die Arbeit des Ozeans. Bodenbildung und Mittelgebirgsformen. Mit 1 Titelbild und Abb. V.: Steinkohle, Wüsten und Klima der Vorzeit. Mit Titelbild u. 49 Abb. VI.: Gletscher einst u. jetzt. M. Titelb. u. 65 Abb.
— s. a. Kohlen, Salzlagerstätt. Abt. VI.
Geometrie. Analyt. G. d. Ebene z. Selbstunterricht. Von Prof. P. Crantz. Mit 55 Fig. (Bd. 504.)
— s. a. Planim., Projektionslehre, Stereometrie, Trigonometrie.
Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitg., Bekämpfg. u. Verhütg. V. Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 3. Aufl. M. 4 Abb. u. 1 Tafel. (Bd. 251.)

Naturwissenschaft und Religion. N. und R. in Kampf und Frieden. Von Pfarrer Dr. A. Pfannkuche. 2. A. (Bd. 141.)
Naturwissenschaft und Technik. Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über Wirkung der Entwicklung der N. u. T. auf das gesamte Kulturleben. V. Prof. Dr. W. Launhardt. 4. Aufl. neubearb. von Geh. Reg.-Rat M. Geitel. Mit Abbildungen. (Bd. 23.)
— N. u. Math. i. klass. Altert. V. Prof. Dr. J. L. Heiberg. 2 Fig. (Bd. 370.)
Nerven. Vom Nervensystem, sein Bau u. sein. Bedeutung für Leib u. Seele im gesund. u. krank. Zustande. V. Prof. Dr. R. Zander. 2. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 48.)
— siehe auch Anatomie.
Optik. Die opt. Instrumente. V. Prof. Dr. M. v. Rohr. 2. A. M. 84 Abb. (Bd. 88.)
— s. a. Auge, Brille, Kinemat., Licht u. Farbe, Mikroskop, Spektroskopie, Strahlen.
Organismen. D. Welt d. O. In entwickl. u. Zusammenhang dargest. V. Prof. Dr. K. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)
— siehe auch Lebewesen.
Paläozoologie siehe Tiere der Vorwelt.
Perspektive. Grundzüge der P. nebst Anwendg. V. Prof. Dr. K. Doehlemann. Mit 91 Fig. u. 11 Abb. (Bd. 510.)
Pflanzen. Vermehrung u. Sexualität bei den Pfl. Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)
— Die fleischfressenden Pfl. V. Prof. Dr. A. Wagner. Mit 82 Abb. (Bd. 344.)
— Uns. Blumen u. Pfl. i. Garten. V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 69 Abb. (Bd. 360.)
— Uns. Blumen u. Pfl. i. Zimmer. V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 65 Abb. (Bd. 359.)
— s. auch Botanik, Garten, Lebewesen, Pilze, Schädlinge.
Pflanzenphysiologie. V. Prof. Dr. H. Molisch. Mit 63 Fig. (Bd. 569.)
Pflanzenwelt des Mikroskops, Die. Von Lehr. E. Reukauf. 100 Abb. (Bd. 181.)
Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
Photographie s. Abt. VI.
Physik. Werdegang d. mod. Ph. V. Oberl. Dr. H. Keller. M. 13 Fig. (Bd. 343.)
— Experimentalphysik. Von Prof. Dr. R. Börnstein. M. 90 Abb. (Bd. 371.)
— Physik in Küche und Haus. Von Prof. H. Speitkamp. M. 51 Abb. (Bd. 478.)
— Die großen Physiker und ihre Leistungen. Von Prof. Dr. F. A. Schulze. 2. Aufl. Mit 7 Tafeln. (Bd. 324.)
— s. a. Energie, Naturlehre, Optik, Relativitätstheorie, Wärme; ebenso Elektrotechnik Abt. VI.
Physiologie des Menschen. Von Privatdoz. Dr. A. Lipschütz. 4 Bde. I: Allgem. Physiologie. II: Physiologie d. Stoffwechsels. III: Ph. d. Atmung, d. Kreislaufs u. d. Ausscheidung. IV: Ph. der Bewegungen und der Empfindungen. (Bd. 527—530.)
Physiologie siehe auch Arbeitsleistungen, Menschl. Körper, Pflanzenphysiologie.
Pilze, Die. Von Dr. A. Eichinger. Mit 64 Abb. (Bd. 334.)
— s. a. Bakterien.
Planeten, Die. Von weil. Prof. Dr. B. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)
Planimetrie z. Selbstunterricht. V. Prof. P. Crantz. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)
Praktische Mathematik s. Mathematik.
Projektionslehre. Die rechtwinklige Parallelprojektion und ihre Anwend. auf die Darstell. techn. Gebilde nebst Anhang über die schiefwinklige Parallelprojektion in kurzer leichtfaßlicher Darstellung für Selbstunterr. u. Schulgebr. V. Zeichenl. A. Schudeisky. M. Fig. (Bd. 564.)
Radium und Radioaktivität. Von Dr. M. Centnerszwer. M. 33 Abb. (Bd. 405.)
Rechenmaschinen, Die, und das Maschinenrechnen. Von Reg.-Rat Dipl.-Ing. K. Lenz. Mit 43 Abb. (Bd. 490.)
Relativitätstheorie. Von Dr. W. Bloch. (Bd. 618.)
Röntgenstrahlen, D. R. u. ihre Anwendg. V. Dr. med. G. Bucky. M. Abb. (Bd. 556.)
Säugling, Der, s. Ernährung u. s. Pflege. V. Dr. W. Kaupe. M. 17 Abb. (Bd. 154.)
Schachspiel, Das, und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. M. Lange. 2. Aufl. Mit 2 Bildn., 1 Schachbrettafel u. 43 Darst. v. Übungsbeispiel. (Bd. 281.)
Schädlinge im Tier- und Pflanzenreich und ihre Bekämpfung. Von Prof. Dr. K. Eckstein. 3. Aufl. M. Fig. (Bd. 18.)
Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 43 Fig. (Bd. 96.)
Sexualbiologie s. Fortpflanzung, Pflanzen.
Sexualethik. V. Prof. Dr. H. E. Timerding. (Bd. 592.)
Sinne d. Mensch., D. Sinnesorgane und Sinnesempfindungen. V. Prof. Dr. J. K. Kreibig. 3. A. M. 30 A. (Bd. 27.)
Sonne, Die. Von Dr. A. Krause. Mit 64 Abb. (Bd. 357.)
Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abb. (Bd. 284.)
Spiel siehe mathem. Spiele, Schachspiel.
Sprache. Entwicklung der Spr. und Heilung ihrer Gebrechen bei Normalen, Schwachsinnigen und Schwerhörigen. V. Lehrer K. Nickel. (Bd. 586.)
— siehe auch Rhetorik, Sprache Abt. I.
Statik. Mit Einschluß der Festigkeitslehre. V. Baugewerkschuldirektor Reg.-Baum. A. Schau. Mit 149 Fig. i. T. (Bd. 497.)
— siehe auch Mechanik.
Sterilisation siehe Desinfektion.
Stickstoff s. Luftstickstoff.
Stimme. Die menschliche St. und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. P. H. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)
Strahlen, Sichtbare u. unsichtb. V. Prof. Dr. R. Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. A. M. 85 Abb. (Bd. 64.)
— s. auch Optik, Röntgenstrahlen.

VI. Recht, Wirtschaft und Technik.

Metalle, Die. Von Prof. Dr. K. Scheid. 3. Aufl. Mit 11 Abb. (Bd. 29.)

Miete, Die, nach dem BGB. Von Justizrat Dr. M. Strauß. (Bd 194.)

Mikroskop, Das. Gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. W. Scheffer. 2. Aufl. Mit 99 Abb. (Bd. 35.)

Milch, Die, und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. Mit 16 Abb. (Bd. 362.)

Mittelstandsbewegung, Die moderne. Von Dr. L. Müffelmann. (Bd. 417.)

— siehe Konsumgenoss., Wirtschaftl. Org.

Nahrungsmittel s. Abt. V.

Naturwissenschaften und Technik. Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über Wirkungen d. N. u. T. auf das gesamte Kulturleben. Von Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl. M. 16 Abb. (Bd. 23.)

Nautik. V. Dr. J. Möller. 50 Fig. (Bd. 255.)

Optischen Instrumente, Die. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)

Organisationen, Die wirtschaftlichen. Von Privatdoz. Dr. E. Lederer. (Bd. 428.)

Ostmark, Die. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgesch. Hrsg. von Prof. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

Patente u. Patentrecht s. Gewerbl. Rechtssch.

Perpetuum mobile, Das. V. Dr. Fr. Ichak. Mit 38 Abb. (Bd. 462.)

Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)

Photographie, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen u. i. Anwendung. V. Dr. O. Prelinger. Mit 65 Abb. (Bd. 414.)

— Die künstlerische Photographie. Von Dr. W. Warstat. M. 12 Tafeln. (Bd. 410.)

— Angewandte Liebhaber-Photographie, ihre Technik und ihr Arbeitsfeld. Von Dr. W. Warstat. Mit Abb. (Bd. 535.)

Physik in Küche und Haus. Von Prof. Dr. H. Speitkamp. M. 51 Abb. (Bd. 478.)

— siehe auch Physik in Abt. V.

Postwesen, Das. Entwicklung und Bedeutg. Von Postrat J. Bruns. (Bd. 165.)

Rechenmaschinen, Die, und das Maschinenrechnen. Von Reg.-Rat Dipl.-Ing. K. Lenz. Mit 43 Abb. (Bd. 490.)

Recht siehe Eherecht, Erbrecht, Gewerbl. Rechtsschutz, Jurispr., Kaufm., Kaufm. Angest., Urheberr., Verbrechen, Kriminalistik, Verfassgsr., Wahlr., Zivilprozeßr.

Rechtsprobleme, Moderne. V Geh. Justizr. Prof. Dr. J. Kohler. 3. Aufl. (Bd. 128.)

Reichsversicherung, Die. Von Landesrat H. Seelmann. (Bd. 380.)

Salzlagerstätten, Die deutschen. Von Dr. C. Riemann. Mit 27 Abb. (Bd. 407.)

— siehe auch Geologie Abt. V.

Schiffahrt, Deutsche, u. Schiffahrtspol. d. Ggnw. V. Prof. Dr. K. Thieß. (Bd. 169.)

Schiffbau siehe Kriegsschiff.

Schmuckst., Die, u. d. Schmucksteinindustr. V. Dr. A. Eppler. M 64 Abb. (Bd. 376.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)

— s. a. Arbeiterschutz u. Arbeiterversicher.

Sozialismus. Gesch. der sozialist. Ideen i. 19. Jrh. V. Privatdoz. Dr. Fr. Muckle. 2. A. I: D. ration. Soz. II: Proudhon u. d. entwicklungsgeschichtl. Soz. (Bd. 269. 270.)

— siehe auch Marx; Röm. soziale Kämpfe i. alten R. Abt. IV.

Spinnerei. Von Dir. Prof. M. Lehmann. Mit 35 Abb. (Bd. 338.)

Sprengstoffe, Die, ihre Chemie u. Technologie. Von Prof. Dr. R. Biedermann. 2. Aufl. M. 12 Fig. (Bd. 286.)

Staat siehe Abt. IV.

Statik. Mit Einschluß der Festigkeitslehre. Von Reg.-Baum. Baugewerkschuldirekt. A. Schau. M. 149 Fig. i. T. (Bd. 497.)

— siehe auch Mechanik, Aufg. a. d. M. I.

Statistik. Von Professor Dr. S. Schott. (Bd. 442.)

Strafe und Verbrechen. Geschichte u. Organis. d. Gefängniswes. V. Strafanstaltsdir. Dr. med. P. Pollitz. (Bd. 323.)

Straßenbahnen. Die Klein- u. Straßenb. Von Oberingenieur a. D. Oberlehrer A. Liebmann. M 82 Abb. (Bd. 322.)

Tabak. Der. Anbau, Handel u. Verarbeit. V. Jac. Wolf. M. 17 Abb. (Bd. 416.)

Technik, Die chemische. Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bd. 191.)

— s. a. Elektrotechnik, Naturwiss. u. T.

Technologie siehe Sprengstoffe.

Tee siehe Kaffee.

Telegraphie, Die, i. i. Entwicklg. u. Bedeutg. V. Postrat J. Bruns. M. Fig. (Bd. 183.)

— Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. V. Ober-Postinsp. H. Brick. 2. A. Mit 64 Abb. (Bd. 235.)

— Die Funkentelegr. V Telegr.-Insp. H. Thurn. M 51 Abb. 4. A. (Bd. 167.)

— siehe auch Drähte und Kabel.

Testamentserrichtung und Erbrecht. Von Prof. Dr. F. Leonhard. (Bd. 429.)

Thermodynamik. Aufgaben aus d. T. V. Geh. Bergrat Prof. Dr. R. Vater. (Bd. 536.)

— siehe auch Wärmelehre.

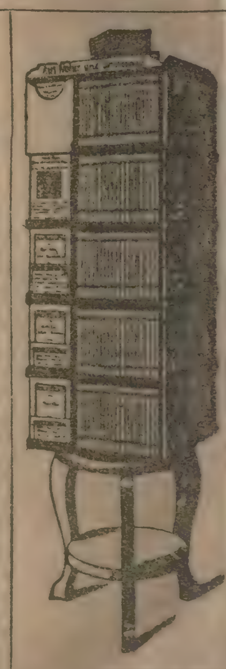
Tierzüchtung. Von Dr. G. Wilsdorf. Mit 30 Abb. auf 12 Tafeln. (Bd. 369.)

— siehe auch Kleintierzucht.

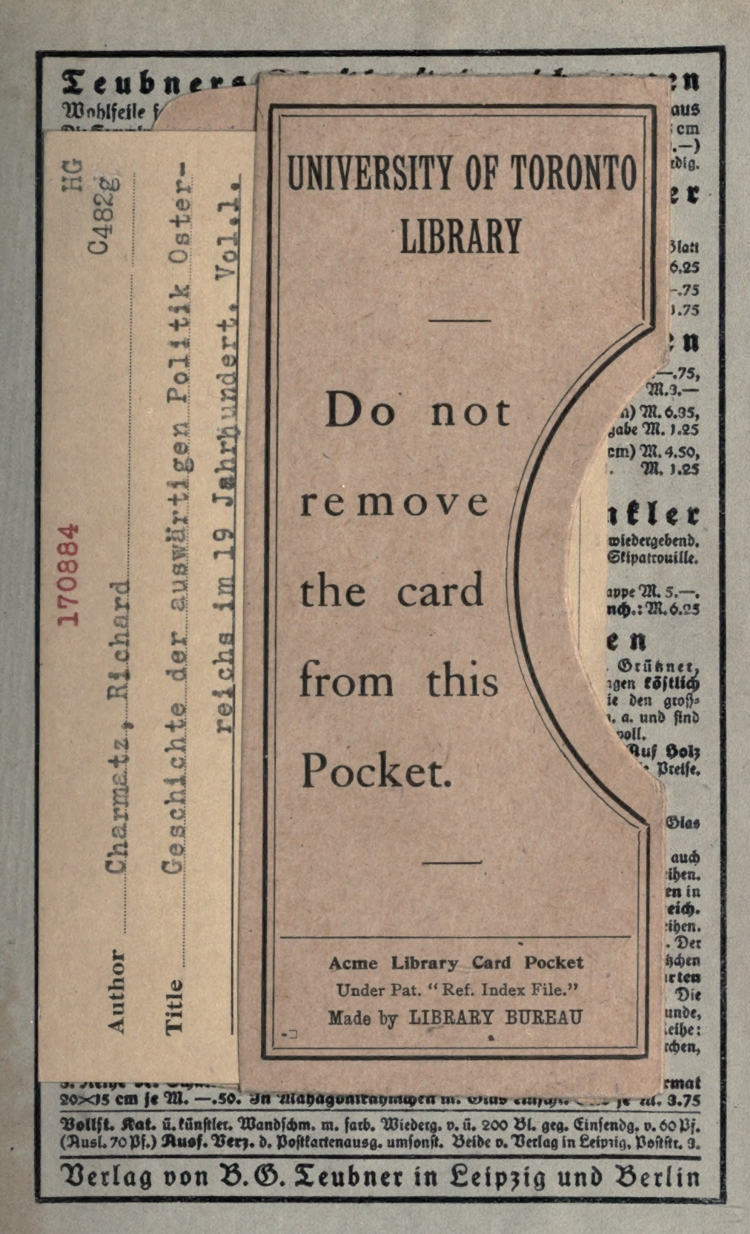
Uhr, Die. Grundlagen und Technik der Zeitmessung. Von Prof. Dr.-Ing. H. Bock. 2., umgearb. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 216.)

Urheberrecht. Das Recht an Schrift- und Kunstwerken. Von Rechtsanw. Dr. R. Mothes. (Bd. 435.)

— siehe auch gewerblich. Rechtsschutz.



Weitere Bände sind in Vorbereitung.


UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
HG
C482g
170884
Author Charmatz, Richard
Title Geschichte der auswärtigen Politik Oster-
reichs im 19 Jahrhundert. Vol.1.
Vollst. Kat. ü. künstler. Wandschm. m. farb. Wiederg. v. ü. 200 Bl. geg. Einsendg. v. 60 Pf.
(Ausl. 70 Pf.) Ausf. Verz. d. Postkartenausg. umsonst. Beide v. Verlag in Leipzig, Poststr. 3.
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

